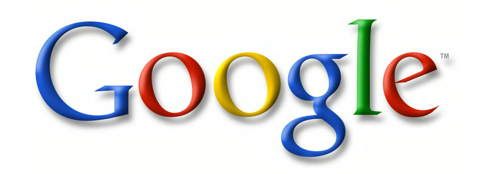




…ischen Ärzten und Clienten

…ierungen eines alten Arztes

…inet und herausgegeben von Prof. J. B. Ughetti

…sch von Dr. Giovanni Galli

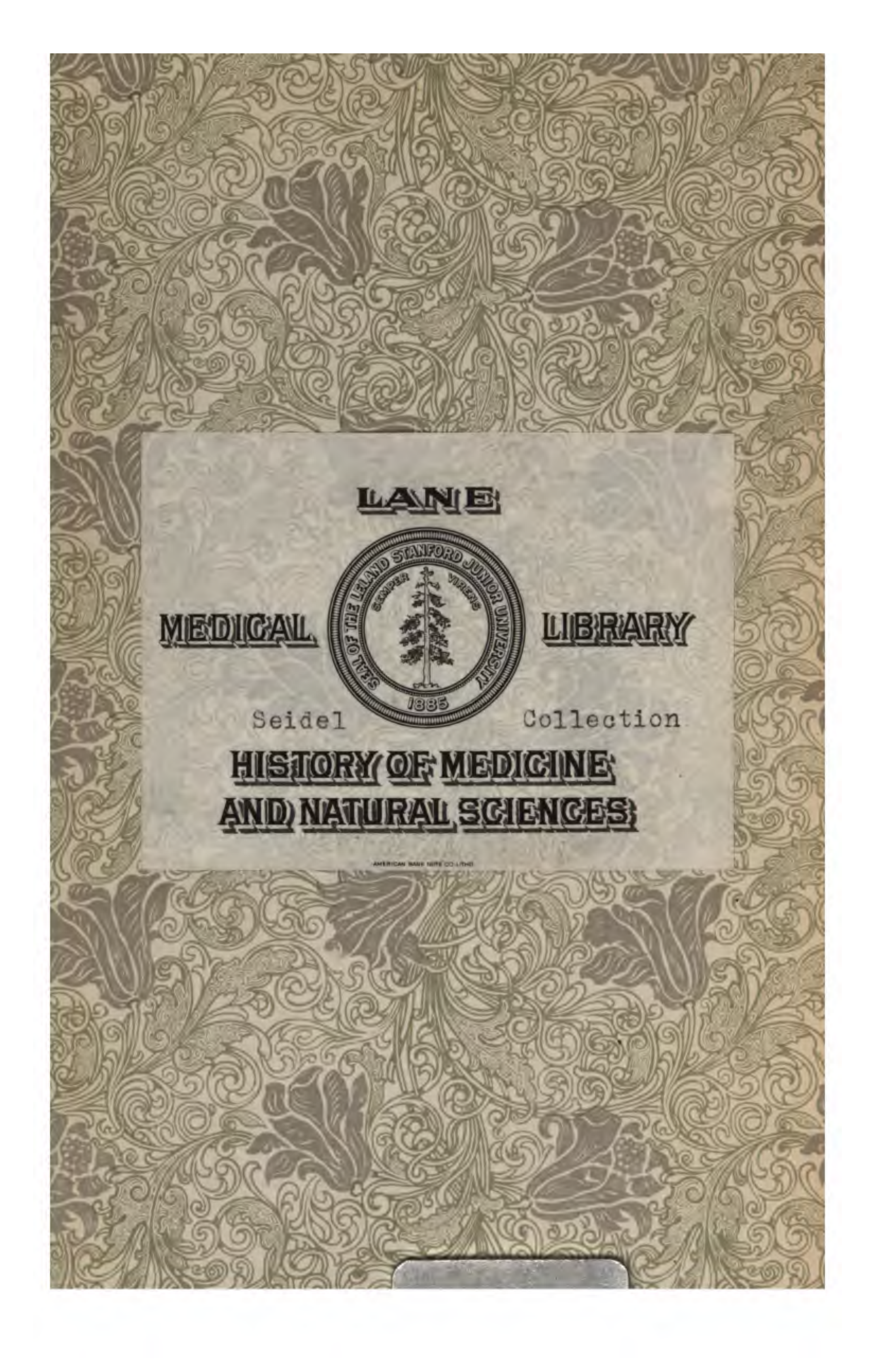
…einem offenen Brief von Prof. Mantegazza

Zweite Auflage.





Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
Wien und Leipzig 1900.



LANE
MEDICAL
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
SEMPER VIRENS
1885
LIBRARY
Seidel Collection
HISTORY OF MEDICINE
AND NATURAL SCIENCES



·ten.

ı.

ıi Galli.

Mantegazza.



ınd Leipzig.
Braumüller
ıd Universitäts-Buchhändler.
1900.

Zwischen Ärzten und Clienten.

Zwischen Ärzten und Clienten.

Erinnerungen eines alten Arztes.

Geordnet und herausgegeben

von

Professor G. B. Ughetti.

Autorisierte Übersetzung von Dr. Giovanni Galli.

Mit einem offenen Brief von Professor Mantegazza.

Zweite Auflage.



Wien und Leipzig.
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.
1900.

Druck v. Bruno Bartelt, Wien, XVIII/1 Theresiengasse 3.

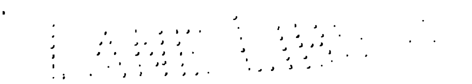
Seiner königlichen Hoheit, dem

Dr. Herzog Karl Theodor von Bayern.

Wo immer man von deutschen Aerzten spricht, da wird unter den besten Namen der Eurer königlichen Hoheit genannt. Tausende von leidenden Menschen haben Sie vor dem größten Unglück, der ewigen Nacht, bewahrt und Ihre ärztliche Kunst hat der von Ihren erlauchten Ahnen ererbten Ruhmeskrone ein neues, hellstrahlendes Juwel beigefügt. Sie lieben die Sonne des Südens. Gestatten Sie daher huldvollst, dass ich an die Spitze der neuen Auflage dieses Büchleins, das von Ihnen spricht und einen Hauch des italienischen, ärztlichen Lebens in die deutsche, medicinische Welt trägt, Ihren erlauchten, hochberühmten Namen stelle.

Der Uebersetzer.

Bellano (Comersee)
im Herbst 1899.



Vorwort zur zweiten Auflage.

Im Vorwort zur ersten Auflage sprach ich den Wunsch aus, dass dies kleine Büchlein auch unter den deutschen Ärzten und Clienten sich Freunde erwerben möge und rascher und besser, als ich zu hoffen gewagt, gieng dieser Wunsch in Erfüllung. Zum zweitenmale kann ich nach kurzer Zeit das liebe Büchlein hinaussenden und damit es auf diesem zweiten Gang zu den alten Freunden sich auch recht viele neue erwerben möge, stelle ich an seine Spitze den berühmten Namen eines hohen Arztes, zu dem wohl jeder Deutsche mit besonderem Stolz und Verehrung aufblickt.

Dr. Galli.

Bellano (Comersee) im Herbst 1899.

Zwischen Ärzten und Clienten.

Für mich war Ihr Buch eine Offenbarung, welche mich einen unbekannten Verwandten entdecken ließ, den ich gerne nicht erst so spät gekannt hätte. Ja, lieber Ughetti, ich fühle mich Ihnen verwandt, in jener Verwandtschaft, die, viel inniger als die des Blutes, die Menschen verbindet und verbrüdert, und sie sanft in ein warmes Nestchen von Sympathie und Zuneigung bettet.

Das Blut ist ein großer Strom, in welchem sich ebensowohl die schwesterlichen Tropfen einer Quelle, als auch fremde und ungleiche Körperchen zusammenfinden, die Verwandtschaft dagegen, welche die Gedanken und Herzen näher bringt und verbindet, hat nichts Ungleiches, nichts Disharmonisches. Keine geschriebenen Gesetze, kein priesterlicher Segen haben sie verbunden und geweiht, sondern dieser Bund ist stark durch den Segen der freien Wahl, der Wahlverwandtschaft, kurz, jener souveränen Priesterin aller Zeiten und aller Tempel: der Natur.

Ich fühle mich Ihnen eng verwandt und für das Wohlwollen, das Sie mir in den Seiten Ihres schönen, guten, gesunden und geistreichen Buches zeigen, danke ich Ihnen, glücklich zu sehen, dass von Catania nach Florenz die Hände von Ehrenmännern sich drücken und zwei Herzen zur selben Stunde rufen: Hier!

Adieu, theurer Ughetti, seien Sie so glücklich, als Sie gut und brav sind.

Ihr

Mantegazza.

Serenella (Florenz) 29. September 1897.



Wie fühlte ich mich verlassen und einsam vergangenes Jahr auf meinem Krankenlager im Moskauer Marienhospital, auf welches mich die tückische Krankheit so plötzlich mitten aus den Arbeiten und Vergnügungen des Congresses geworfen hatte! Trotz all der Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit, mit welcher mich die russischen Collegen im Spital behandelten, und wofür ich ihnen hier aufrichtigen und innigen Dank sage, fühlte ich mich verlassen, denn ich sehnte mich nach heimatlichen Klängen. Da, eines Tages, als ich eben wieder zum so und sovieltenmale verzweifelt den Versuch aufgegeben hatte, mich meiner guten, russischen Wärterin verständlich zu machen, ertönten neben meinem Lager die süßen Laute der Heimat: Herr Professor Ughetti war gekommen, den kranken Landsmann zu besuchen. Beim Abschied gab er mir ein Werkchen, das jüngst von ihm erschienen war: »Fra medici e clienti«, damit ich es in den Tagen der Genesung lesen könne.

Welch eine Freude für mich! Das Buch schien mir ein Stück Italiens, des fernen Vaterlandes, das mir in jener traurigen Zeit doppelt lieb und theuer war. Ich hatte schon früher, als das Werkchen in unserer beliebten medicinischen Zeitschrift »Corriere sanitario« erschien, einiges davon gelesen, aber jetzt fieng ich gründlich vom Anfang an, und dann habe ich es nicht einmal, sondern vielemale gelesen, es wurde mir zum Freund, und mir kam der Gedanke, es in die deutsche Sprache zu übersetzen, einmal, weil diese mir nach der Sprache der Heimat die liebste ist, und dann, weil ich dadurch meiner Verehrung für die deutsche Wissenschaft Ausdruck geben wollte. Dem Gedanken folgte die That. Die Zeit, die mir die Kranken meines Bezirkes übrig ließen, wurde dazu verwendet, Seite für Seite zu übersetzen, und so kann ich denn heute das Büchlein, das mir, wie so manch anderem Collegen in der Heimat, als ein treues Spiegelbild unseres Lebens und Wirkens lieb und wert wurde, hinaussenden in die Fremde, in der Hoffnung, dass es auch dort sich Freunde erwerben werde; mögen es vor allem die deutschen Collegen, denen ich es widme, freundlich aufnehmen und in ihm Trost finden in den mancherlei Widerwärtigkeiten und Betrübnissen, denen die Jünger Äskulaps — mutatis mutandis — wie im schönen Süden, so auch im kühlen Norden ausgesetzt sind.

Dr. G. Galli.

Vernate-Mailand, November 1898.

1. Capitel.

Ärzte und Medicin.

Eine Vorstellung im Theater San Carlino in Neapel. — Wie und warum Pulcinella Arzt wurde. — Die Eselsmilch. — Friedrich der Große prügelt die Ärzte und Alexander der Große kreuzigt sie. — Die menschliche Maschine. — Gonella. — Barthez' Bedienter. — Vulgus vult decipi.

Die farbenprächtigste Beschreibung vermöchte nur schwer ein Bild zu geben von einer Sonntagsvorstellung im Theater San Carlino, wie sie vor 30 Jahren war. Ich will mich deshalb auch gar nicht bemühen, ein solches zu entwerfen, obwohl ich mich noch so gut des ersten dort verlebten Abends erinnere, dass ich, auch ohne die Augen zu schließen, deutlich den ganzen Raum, die Künstler und das Publicum vor mir sehe. Vor allem das Publicum! Jenes Publicum, das in dem unschönen, mit dicker, schlechter Luft erfüllten Raum sich vorwiegend aus den unteren Volksschichten und Studenten zusammensetzte. Das Volk kam, um die mehr oder minder gute Wiedergabe seiner Sitten, das Zerrbild seiner Leidenschaften und Tugenden zu sehen; die Studenten wollten eine Abwechslung von der Düsterkeit der Amphitheater und der Einförmigkeit der Pandecten haben, auch ausruhen von den vielen Kilometern, die sie täglich zwischen den Krankenhäusern „Incurabili" und „Gesummaria", zwischen der „Villa nazionale" und der Universität zurücklegen mussten. Sie suchten eine Zerstreuung und sie fanden eine Belustigung mit der Leichtigkeit, mit welcher man mit 20 Jahren immer mehr findet als man sucht.

Studenten und Volk bildeten also die Mehrzahl der Zuschauer, aber keine andere Rangsclasse war ausgeschlossen. Es war

da der Provinzbewohner ebenso wie der durchreisende Engländer und die Kokotte vertreten, ja Victor Emanuel selbst, den das große Theater San Carlo oft zum Sterben langweilte, suchte und fand hier Unterhaltung. Auch an jenem Abend saß er in seiner Loge, welche sich von den anderen nur dadurch unterschied, dass sie mit einer Blumenguirlande für drei oder vier Lire geschmückt, und dass ihre Tapete nicht, wie die der andern, zerrissen war.

Zum erstenmal war ich an jenem Abend dort und ich will auch erzählen, wie ich hinkam.

Ich befand mich als Tourist in Neapel und hatte an jenem Tage beim Mittagessen einige Studenten kennen gelernt, welche von meinem, in ihren Augen jedenfalls schrecklichen „Professor“ keine Ahnung hatten, als die Rede auch auf San Carlino kam; als einer den Vorschlag machte, hinzugehen, stimmte ich mit Begeisterung bei und so machten wir uns dann nach dem Essen alle zusammen auf den Weg.

Meine Begeisterung — ich muss es gestehen — stammte theils aus der Neugierde, das berühmte Theater San Carlino, dessen Ruhm beinahe den seines Nachbars San Carlo verdunkelt, zu sehen, theils aus dem Vergnügen, welches ich mir von dem Zusammensein mit den jungen Leutchen versprach. Je älter ich wurde, desto mehr suchte ich stets die Gesellschaft der Jugend und im Zusammensein mit ihr vergaß ich vollständig, dass ich schon ein wenig mehr als 20 Jahre hatte; es kam mir dies nur manchmal zum Bewusstsein, weil meine neuen Freunde mich mit „Sie“ ansprachen und mit einer gewissen Rücksicht behandelten.

Ah! wenn sie entdeckt hätten, dass ich Professor war! — Doch zurück zu San Carlino. An jenem Abend gab man eine Komödie, die mir besonders interessant war. Pulcinella, der berühmte Pulcinella, hatte die Rolle des Arztes und er erzählte, aus welch seltsamem Grunde er Arzt geworden sei.

Als er zur Welt kam — so seine Erzählung — war seine Mutter sehr besorgt über die Zukunft des Sohnes, der schon damals seltsame Tendenzen zeigte und sie dachte, über diese Sache

eine Wahrsagerin aus Acerra zu fragen. Diese untersuchte genau den Schädel, die Gesichtszüge und besonders die Nase des Kindes so aufmerksam, wie es Lombroso selbst gemacht hätte und ihr Prognosticon lautete dahin, dass Pulcinella trotz seines gutmüthigen Aussehens die Anlagen zu einem furchtbaren Mörder hätte.

Die gute Frau war durch dieses schreckliche Horoskop erst ganz niedergeschmettert, aber bald kehrte ihr Muth zurück -- nicht umsonst war sie ja Pulcinellas Mutter —, und nachdenkend sagte sie sich: „Sehen wir zu, wie man vielleicht das schlimme Schicksal beschwören könnte."

Wenn ich ihn seinen Instincten überlasse, ist es klar wie die Sonne, dass er ein großer Straßenräuber werden und ein schlechtes Ende nehmen wird.

Nachdenklich sprach sie weiter: „Ich könnte einen Soldaten aus ihm machen und er könnte so die Leute tödten ohne sich Unehre zu machen, im Gegentheil, je mehr er umbrächte, desto berühmter würde er, aber .... es gibt ein großes Aber, es kann auch sein, dass die andern ihn tödten, anstatt -- — — nein, auch dies geht nicht."

Sie dachte besser nach und plötzlich schlug sie sich mit der Hand vor die Stirne, einen Freudenschrei ausstoßend, die brave Frau war glücklich! Sie hatte es gefunden! „Ich mache einen Arzt aus ihm, per bacco, natürlich einen Arzt, so kann er seinen tödlichen Neigungen folgen, er kann so viele Leute umbringen, als ihm gefällt, ohne deshalb an den Galgen zu kommen."

So wurde also Pulcinella Arzt!

Auch diesesmal übte die humorvolle Erzählung Pulcinellas, unterstützt durch lebhafte Gesten nnd wirkungsvolle Kunstpausen und dergleichen, den unwiderstehlichsten Reiz auf die Lachmuskeln seiner Zuhörer aus, aber sie hatte auch einen tieferen Sinn. Pulcinella machte sich, indem er die Sache in komische, präsentable Form brachte, zum Dolmetsch der öffentlichen Meinung, d. h. jener Meinung, welche in den breiteren Volksschichten über die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit jener Kunst, die wir „Heilkunst" nennen,

herrscht. In wenigen Worten vereinigte er die, zwar in der Form sehr verschiedenen, aber dem Sinn nach immer gleichen Urteile der Menge über Ärzte und Medicin.

Und wenn damit alle Urteile zu Ende wären! Aber die Titel von . . . . . wie soll ich sagen? — des Vollstreckers der strafenden Gerechtigkeit nicht allein, auch den des Esels spendet man freigebig dem Arzt.

In Wahrheit hatte Pulcinella an jenem Abend diese alle verdient, denn in der Fortsetzung der Komödie verschrieb er ganze Pfunde Ricinusöl, sowie andere Heilmittel, deren Namen nur der Dialectkundige verstehen konnte, und als er zum Schluss als Honorar eine tüchtige Tracht Prügel bekam, sagte er für immer dem ihm von seiner weisen Mutter gewählten Beruf Valet. Doch hatte er gezeigt, dass die Wahrsagerin seine Instincte richtig geschätzt hatte und die Prophezeihung war erfüllt.

Aber wenn auch einerseits der neapolitanische Künstler stark übertrieb, so ist's darum nicht weniger wahr, dass das Publicum stets geneigt ist, auf den Arzt den Namen jenes geduldigen Thieres zu übertragen; es ist dies ja auch eine der leichtesten Sachen der Welt.

Jemand, der es nie wagen würde, ohne die triftigsten Gründe zum Beispiel einen Bankdirector einen Dieb zu nennen, erlaubt sich, ohne Bedenken den ehrenhaftesten, tüchtigsten der Ärzte die Qualification als Esel zu ertheilen, weil derselbe vielleicht sein Kind nicht heilen konnte von einer Krankheit, die niemand heilen kann.

Und dieser Titel ist eine wahre Specialität! Einen Advocaten nennt man vielleicht einen Idioten oder Cretin, je nach dem Fall, einen Ingenieur einen Dummkopf, aber der Esel bleibt den Ärzten reserviert. Selbst der gute Massimo d'Azeglio, so gemäßigt er in seinem Urtheil war, schreibt in seinen Erinnerungen über einen gewissen Arzt, welcher ihn in Neapel an einer Herzkrankheit, die er nicht hatte, behandelte, jener sei entweder ein großer Esel oder ein Räuber gewesen.

Wahrscheinlich war der Ärmste weder das eine, noch das andere, sondern der Marchese hatte als Neurastheniker, der er war, eine solche Menge der verschiedensten Störungen, dass sie eben sowohl den bescheidenen Praktiker, als den eminentesten Kliniker oft zum Irrthum verleiten können.

Das Patent der Eselei für den Mediciner hat übrigens den Scherz allmählich bis zur Grenze des Unmöglichen getrieben. Ich führe die Worte jenes Kranken an, welcher, durch Eselsmilch geheilt, seine Dankbarkeit also äußerte:

Par sa bontè, par sa substance
Le lait de mon ânesse a refait ma santé
Et je dois plus en cette circonstance
Aux ânes qu' à la faculté!

Als ob die heilsame Milch ihm nicht von den Jüngern eben jener Facultät verschrieben worden wäre, die er nachher den Vierfüßlern nachstellte.

* * *

Und doch ist die Medicin eine sehr ausgedehnte, schwierige Wissenschaft; sie ist die Encyklopädie des Lebens in allen seinen Äußerungen, die Wissenschaft, welche den kranken Menschen studiert und, um ihn zu kennen, auch den Gesunden studieren muss, welche endlich, um beide recht zu erkennen, ihre Untersuchungen bis an die äußersten Grenzen der drei Naturreiche erstrecken muss.

Aber so erhaben und ausgebreitet sie als Wissenschaft ist, geht sie doch vom kleinen Stückchen Protoplasma bis hinauf zu den ewigen Gesetzen des Lebens, so bescheiden und niedrig ist sie als Praxis und hat hier so gut die Traditionen ihrer einfachen Entstehung gewahrt, dass der Kranke eben so wohl den Rat eines alten Bauers, wie denjenigen eines berühmten Klinikers einholt und oftmals die Behandlung des ersteren derjenigen des Arztes vorzieht.

Ich sah z. B. einen Kranken, welcher sich wegen einer Luxation des Fußes in die Behandlung eines berühmten Chirurgen begeben hatte, dieser Behandlung nicht trauend, nach einigen Stunden zu einem Kneipwirt schicken, von welchem die Fama be-

Für mich war Ihr Buch eine Offenbarung, welche mich einen unbekannten Verwandten entdecken ließ, den ich gerne nicht erst so spät gekannt hätte. Ja, lieber Ughetti, ich fühle mich Ihnen verwandt, in jener Verwandtschaft, die, viel inniger als die des Blutes, die Menschen verbindet und verbrüdert, und sie sanft in ein warmes Nestchen von Sympathie und Zuneigung bettet.

Das Blut ist ein großer Strom, in welchem sich ebensowohl die schwesterlichen Tropfen einer Quelle, als auch fremde und ungleiche Körperchen zusammenfinden, die Verwandtschaft dagegen, welche die Gedanken und Herzen näher bringt und verbindet, hat nichts Ungleiches, nichts Disharmonisches. Keine geschriebenen Gesetze, kein priesterlicher Segen haben sie verbunden und geweiht, sondern dieser Bund ist stark durch den Segen der freien Wahl, der Wahlverwandtschaft, kurz, jener souveränen Priesterin aller Zeiten und aller Tempel: der Natur.

Ich fühle mich Ihnen eng verwandt und für das Wohlwollen, das Sie mir in den Seiten Ihres schönen, guten, gesunden und geistreichen Buches zeigen, danke ich Ihnen, glücklich zu sehen, dass von Catania nach Florenz die Hände von Ehrenmännern sich drücken und zwei Herzen zur selben Stunde rufen: Hier!

Adieu, theurer Ughetti, seien Sie so glücklich, als Sie gut und brav sind.

Ihr

Mantegazza.

Serenella (Florenz) 29. September 1897.



Verantwortlichkeit aufzubürden. Ich sage da nichts Neues; vor vielen Jahren schon schrieb Littré: „Es besteht kein Verhältnis zwischen der Verantwortlichkeit des Arztes und seinem Können; jene ist groß, dieses ist klein.“

Dieselben Wahrnehmungen wiederholen sich zu jeder Zeit und an jedem Ort. Heute, wie zu Galenos Zeiten, in Deutschland wie in Polynesien, verlangt man vom Arzt die Heilung, welcher Art auch immer die Krankheit sei.

Diese Logik, welche den modernen Menschen dazu bringt, den Arzt einen Mörder zu nennen, wenn er einen Schwindsüchtigen nicht heilt, ist dieselbe, nach welcher Alexander der Große den Arzt, der Haphestiones nicht vor dem Tode bewahren konnte, kreuzigen ließ; dieselbe ferner, die den großen Friedrich bewog, einem Arzt, der einen seiner pommerischen Riesen sterben ließ, eine Tracht Prügel zu geben.

Doch wäre es noch nicht das Schlimmste, wenn man von dem Arzt nur die Heilung verlangte, der Mensch hängt eben am Leben und dies ist ein großer Milderungsgrund, das größere Übel ist jedenfalls, dass man, um ja alles dem Arzt auf die Schultern zu wälzen, ihm auch die Schuld gibt, dass man überhaupt krank ist.

An allem, was dem Kranken vorkommt, von dem Tage an, da er sich den Händen eines Arztes anvertraut, gibt man, stillschweigend oder laut, immer dem letzteren, beziehungsweise seiner Behandlung, die Schuld.

Welcher von meinen Collegen wurde z. B. noch nie von einem Typhuskranken, den er in Behandlung hatte, gefragt: „Doctor, warum wird denn nun das Fieber von neuem stärker, nachdem es schon abgenommen hatte?“

Diese Frage hätte an sich nichts Verletzendes, aber der „Ton“, in dem sie gestellt ist! Man glaubt zu hören: „Doctor, warum haben Sie denn nicht vorausgesehen, dass das Fieber wieder stärker wird und warum haben Sie nicht beizeiten dafür gesorgt, dass dies nicht möglich sei?!“

Es kommt dies daher, dass in ärztlichen Dingen das gute Publicum eine ganz andere Denkungsart und Logik entwickelt, wie in allen anderen Sachen. Wenn ein Haus einzustürzen droht, ruft man einen tüchtigen Baumeister, welcher versuchen soll, es zu stützen und zu befestigen. Wenn es jedoch so schadhaft ist, dass kein Stützen mehr hilft, so wird man der Feuchtigkeit, dem schlechten Untergrund oder vor allem dem Baumeister, der es gebaut hat, die Schuld geben, aber niemandem wird es in den Sinn kommen, zu sagen, der zuletzt gerufene Baumeister habe das Haus demoliert.

In Sachen des menschlichen Baues ist alles umgekehrt. Wenn dieser Risse und Sprünge bekommt, oder am Umfallen ist, so hat die Schuld nicht derjenige, der ihn so schlecht zusammengefügt oder so wenig widerstandsfähige Materialien dazu gebrauchte, auch nicht die Insecten, welche vielleicht verderbenbringend in seinem Innern wühlen, auch nicht der Besitzer des Baues, welcher vielleicht nicht für entsprechende Unterhaltung gesorgt hat, nein, an allem trägt die Schuld der Mann der Wissenschaft, der nicht die richtige Weise fand, um den schwankenden Bau wieder fest auf die Füße zu bringen.

Er ist die erste und die letzte, die einzige Ursache, er ist auch der allein Verantwortliche.

Ich will hier durchaus keine Jeremiaden oder gar eine Anklageschrift schreiben, ich constatiere nur Thatsachen und nichts weiter. Die verkehrten Urteile haben so tiefe Wurzeln gefasst, dass man sie vielleicht nie mehr ausrotten kann. Man argumentiert in solch eigenthümlicher Weise, weil man es eben nicht besser versteht.

Um den Wert, die Wichtigkeit und Ausdehnung der Medicin richtig beurteilen zu können, müsste man selbst Arzt sein. Die Urteile der anderen, welche sie nicht kennen, sind immer falsch, diejenigen solcher aber, welche nur eine oberflächliche Kenntnis der biologischen Wissenschaften haben, grenzen manchmal an Wahnsinn.

Zwischen dem Mediciner und Nichtmediciner gibt es eben keine Vermischung, sondern nur eine scharfe Grenze, hie Arzt — hie Laie!

Jemand, der es wagen würde, nachdem er sich jene anatomischen und physiologischen Kenntnisse angeeignet hat, welche in den Büchern „Die Wunder des menschlichen Körpers" oder „Erkenne dich selbst" zu finden sind, eine Diagnose zu stellen oder eine Behandlung zu versuchen, wäre noch viel waghalsiger als einer, der ausgezeichnet die Physik, soweit sie im Lyceum gelehrt wird, im Kopf hat, und es mit diesen Kenntnissen unternehmen wollte, die Dampfmaschine eines Panzerschiffes zu verfertigen. Und doch ist eine dieser Maschinen, vor welcher wir verwundert stehen, sie anstaunend ob ihrer Macht, ihres complicierten Baues und ihrer noch complicierteren Teile, nur eine ganz einfache ordinäre Maschine, ein Kinderspielzeug durchs Vergrößerungsglas betrachtet, im Vergleich mit jener wunderbaren menschlichen Maschine, in welcher alle Kräfte der Physik und Chemie, alle Gesetze der Elektricität und Wärme, der Optik und Akustik zusammenwirken und welche beherrscht und harmonisiert wird von jener anderen souveränen Kraft, welche wir nicht anders kennen als mit dem Namen: das Leben.

Aber vielleicht wäre es besser, wenn der Laie mehr vom Bau unseres Körpers kennen würde? Gewiss, es wäre besser, doch dürfte dies nur eine allgemeine Kenntnis sein und nichts weiter, keine Einmischung in die ärztliche Praxis, sonst: .... sutor ultra crepidam!

Und doch spricht man wohl über nichts mehr und lieber als über Gesundheit, Krankheit und deren Behandlung.

Die Anekdote des Hofnarren Gonella ist ja so bekannt, dass es sich nicht lohnen würde, sie hier zu wiederholen, wenn sie nicht von Mantegazza in einem seiner berühmten Almanache so reizend erzählt wäre, dass ich der Versuchung nicht widerstehen kann, sie in dieser Fassung meinen Erinnerungen einzuverleiben.

„Der Herzog von Ferrara, Alfonso d'Este, fragte eines Tages im Gespräch mit seinen Freunden, welcher Beruf wohl die meisten Vertreter habe. Der eine meinte die Barbiere, ein anderer die Schuhmacher, ein dritter nannte die Bauern und noch viele andere, doch Gonella sagte, die meisten Vertreter von allen Berufsarten habe der Beruf des Arztes. Alle lachten ihn aus, doch Gonella wiederholte seinen Ausspruch wie jemand, der seiner Sache sicher ist, und forderte zugleich den Herzog zu einer Wette auf, binnen 24 Stunden werde er den Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung erbringen.

Der Herzog nahm lächelnd die Wette an.

Als Gonella am nächsten Tag aus seinem Haus trat, um sich nach des Herzogs Palast zu begeben, hatte er den Kopf verbunden, wie jemand, der Zahnschmerzen hat, trug außerdem noch eine Nachtmütze und einen sehr großen Hut.

Schon an der Thür seines Hauses traf er auf einen Bekannten, welcher ihn fragte:

„Was hast du, Gonella?"

„Ach, solch verfluchte Zahnschmerzen!"

„Liebster Freund, ich kenne die besten Recepte der Welt, mache dies und jenes."

Und Gonella that, als ob er sich in seinem Taschenbuch die erhaltenen Lehren notiere, statt dessen schrieb er den Namen des mitleidigen Freundes und gieng dann dankend seines Weges.

Bald begegnete er einen zweiten, dann einen dritten und vielen anderen, die sich alle nach dem Grund seiner sonderbaren Vermummung erkundigten und von welchen jeder ihm ein Mittel gegen die Zahnschmerzen verschrieb und Gonella schrieb die Namen von allen.

Im Hofe des Palastes angekommen, umringten ihn die Diener, die Pferdeknechte, die Leibwache und alle hatten sie neue und verschiedene Heilmittel und Gonella schrieb.

Nun stieg Gonella die Treppe zum Saal des Herzogs empor; er war noch nicht eingetreten, als ihm Alfonso d'Este schon entgegenrief:

„Ah, mein liebster Gonella, was hast du diesen Morgen?"

„Hoheit, ich habe schreckliche Zahnschmerzen, welche mich verrückt machen."

„Gonella, mache gleich diese Cur und du bist im Moment geheilt und wenn deine Zähne auch verdorben wären bis zu den Wurzeln. Meister Antonio Musa Brassavola, mein Leibarzt, kann dir nichts besseres verordnen."

Der Hofnarr warf nun Nachtmütze und Binde, alles zu Boden, und rief lachend in triumphierendem Tone:

„Also auch Eure Hoheit sind Arzt und hier habe ich die Namen all der anderen Ärzte notiert, welche mir auf dem Wege von meinem Hause bis hieher begegnet sind, es sind über zweihundert und ich habe nur eine Straße dieser Stadt passiert."

Aber dieselben Leute, welche so gerne pathologische Vorträge halten, haben auch ihre eigenen Begriffe über die Philosophie der Medicin, dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kunst, Theorie und Praxis.

Wie oft hört man nicht von einem Arzte sagen: er ist ein großer Gelehrter, aber in der Praxis ist er eine Null; oder umgekehrt: er hat wenig Theorie, aber ein Praktiker!! ....

Sehen wir, wie viel an diesen Urteilen wahr ist.

Voraussetzen muss man, ohne die Schwierigkeit der Kunst zu berechnen, dass diese zu jeder Zeit und zum größten Teil eine subjective ist, doch haben heute die medicinischen Wissenschaften eine derartige Ausdehnung gewonnen, dass der menschliche Geist nicht mehr imstande ist, sie vollständig zu umfassen. Man kann alle Zweige derselben nach und nach studieren, aber niemandem ist es gegeben, zu gleicher Zeit und gründlich die organische Chemie und Bakteriologie, die Physiologie und Pathologie zu kennen und auch noch Specialist für Augen- und Ohren-, sowie innere Krankheiten und ein großer Chirurg zu sein.

Es ist schon sehr schwer, nur einen Teil von dem allen gründlich zu beherrschen und man darf getrost sagen, dass der größte Teil von jenen, welche gleichzeitig große Chirurgen und

gelehrte Ärzte zu sein glauben, ein wenig von dem ersten und noch weniger von dem zweiten sind.

Man kann ein guter Arzt sein, auch ohne ein Gelehrter im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu sein. Der Praktiker eignet sich eben die Kenntnisse des Theoretikers an, er behandelt seine Kranken, indem er das ausnützt, was die Wissenschaft ihm Neues und Besseres bringt, ohne sich weiter um deren Fortschritte zu kümmern, oder selbst daran mitzuarbeiten.

Andererseits haben wir den Mann der reinen Wissenschaft, welcher vollständig unfähig sein kann, die neuen Gesetze, die er entdeckt, auch praktisch zu verwerten.

Der beste Arzt wäre nun ohne Zweifel jener, welcher beides in sich vereinigt, welcher sowohl Praktiker als Gelehrter wäre, aber solchen Ärzten begegnet man nicht auf jedem Schritt, es ist immer auch hier entweder das eine oder das andere vorherrschend.

Ich hatte seinerzeit einen Universitätscollegen, welcher ein ganz hervorragender Physiolog und Philosoph war und welcher eines Tages, um den mageren Professorengehalt zu erhöhen, auf den Gedanken kam, auch den praktischen Arzt zu machen. Bestärkt durch seinen großen Namen, ließ er sich gerne auch für einen großen Arzt halten, aber er war nicht imstande, eine Diagnose richtig zu stellen; doch habe ich auch manchen großen Kliniker gekannt, welcher sich in der Diagnose nicht um Haaresbreite irrte, aber in der Wissenschaft leider wohl noch jenen Herrn von Pazzan hinter sich ließ, von dem Tassoni sagt:

Che pretendea gran vena in poesia
Né il meschin s'accorgea ch'era pazzia.

Aber auch die besten Ärzte, die zugleich Gelehrte und Praktiker sind, welche nicht den Skepticismus des ersten und auch nicht die blinde Gläubigkeit des zweiten haben und seien sie auch Genies, wie Charcot, unterliegen doch den Gesetzen der Specialisation, wenn sie der Welt wissenschaftliche Producte von höchstem Wert liefern wollen.

Am besten, vom praktischen Gesichtspunkte aus, machen es wohl jene, welche für eine bestimmte Zeit ihres Lebens ausschließlich das wissenschaftliche Feld bebauen, sich das, was man gewöhnlich eine Stellung nennt, in Form einer Professur schaffen und dann später, in mittleren Jahren, wenn die wissenschaftlichen Ideale anfangen zu verblassen und die Sorge für eine Familie in den Vordergrund tritt, es nicht verschmähen, als Praktiker zu arbeiten, was ihnen, gestützt auf ihren hohen wissenschaftlichen Ruf, auch leicht gelingt. Einige von diesen werden wirklich hervorragende Ärzte, bei anderen genügt vielleicht der große Name, etwaige Mängel zu verbergen, und sie erreichen auch so ihren Zweck.

Was in den Augen des Publicums den guten Arzt macht in Vergleich zu dem, was er wirklich ist, zeigen alle Tage die vielen mittelmäßigen Ärzte, welche den höchsten Ruf genießen, sowie jene großen Kliniker, welche vielleicht außerhalb des Krankenhauses gänzlich unbekannt sind; noch besser zeigt dies aber eine Anekdote, welche einem der größten, berühmtesten Kliniker Frankreichs passierte und welche deshalb hier erzählt zu werden verdient.

Für uns Ärzte ist es zwar traurig, aber für die übrigen ist's belustigend und das genügt.

Ich weiß nicht mehr genau, in welchem Jahre, aber es musste wohl so gegen 1850 sein, als Barthez sich anläßlich einer Vergnügungsreise vorübergehend in Bordeaux aufhielt, wo er sich im ersten Hotel der Stadt einlogierte.

Es war noch früh am Morgen des anderen Tages, als ihn ein sonderbares Geräusch erweckte, so ungefähr, als ob viele Personen gleichzeitig die Treppe erstiegen; da die Sache ziemlich lange dauerte, erhob er sich, um die Ursache dieses regen Verkehrs zu entdecken. Auf dem Treppenabsatz sah er eine Menge Leute vor einer Thür, welche ein Placat trug mit der Inschrift: Ärztliche Consultation von . . . bis . . . Uhr.

Zwei oder drei Tage sah er nun immer um dieselbe Stunde dieselbe Menschenmenge seinem glücklichen Collegen zuströmen und erkundigte sich endlich nach dem Namen desselben, worauf man

ihm antwortete: Es ist der berühmte Dr. Laurent; eine Berühmtheit, die ihm gänzlich unbekannt war.

Seine Lust, diesen berühmten Collegen einmal zu sehen wurde dadurch nur vergrößert und er stellte sich deshalb sehr oft auf den Corridor auf Wache, sich anscheinend die dort aufgehängten geographischen Karten und dergleichen betrachtend. Eines Tages, als er ganz in diese Beschäftigung vertieft war, sah er den „berühmten" Doctor irgend eine Respectsperson herausbegleiten. Barthez beguckte sich Laurent, Laurent ihn und auf beiden Gesichtern malte sich der Ausdruck höchsten Staunens.

„Wie, du bist Laurent?" schreit Barthez endlich vollständig verblüfft, da er in ihm einen seiner alten, ehemaligen Diener erkannte.

„Ja, Herr Professor, ich bin es."

„Aber wie, du bist Arzt, wo bist du denn approbiert?"

„In Ihrem Hause, Herr Professor. Hören Sie, wie die Sache gieng. Sie entsinnen sich wohl, dass ich sehr oft Ihren Consultationen beiwohnte, besonders, wenn Sie in die Provinz gerufen wurden. Nun gut, ich horchte genau auf alles, was Sie sagten, außerdem las ich in meinen Freistunden Ihre Bücher und lernte viele Recepte für Medicamente auswendig, so dass ich bald ein ganz hübsches Capital an Wissen besaß, und Sie sehen, wie gut mir dies dient."

„Bravo, Laurent," antwortete Barthez, „aber ich wundere mich nicht so sehr über deine Geschicklichkeit, wie über deine großartigen Erfolge. Wie, zum Teufel, hast du dies gemacht? Ich bin nun schon fünfzehn Tage hier und noch kein einziger Kranker hat mich gesucht."

„Erlauben Sie, Herr Professor, dass ich mich jetzt wundere, dass Sie die Krankheiten so gut und die Welt so schlecht kennen. Bei einer Bevölkerung, wie diese Bordeaux', wie viele Personen mit klarem Verstand glauben Sie wohl, dass sich unter 200.000 Einwohnern finden? Sagen wir 2000 bis 3000. Nun gut, diese 2000 bis 3000 kennen und schätzen Sie nach Ihrem wahren Wert, die übrigen 197.000 sind mein Eigenthum und da sie dumm

sind, glauben sie mir. Und die Welt, mein Meister, ist überall dieselbe; gehen wir zusammen nach Marseille oder Lyon, wir finden dieselben Thatsachen. Ich verspreche das Blaue vom Himmel und alles wird lieber zu mir kommen, als zu Ihnen, der Sie nicht mehr garantieren, als Sie können."

Hat nun Peisse nach obigem unrecht, wenn er sagt, die Medicin sei noch keine Wissenschaft, sondern eine Art Gemeingut für alle?

„Mein Pförtner", sagt er unter anderem, „wird sich nicht einen Moment bedenken, eine Krankheit zu bestimmen, ihre Ursachen zu erklären, ein Recept zu verschreiben und die Zukunft vorauszusagen, und seine Zuhörer werden sich nicht bedenken, seinen Rat anzuhören und wohl auch zu befolgen."

Und immer ist es dasselbe Publicum, welches, nachdem es Abhandlungen über die Medicin gehalten und Therapie gelehrt und die feinsten Unterschiede zwischen Wissenschaft und Praxis hervorgehoben hat, schließlich auf den Schwindel eines Barthez'schen Dieners oder Peisse'schen Pförtners hereinfällt, zuletzt aber nicht unterläſst, seinem Unglauben über den Fortschritt der Heilkunst Ausdruck zu geben. Und in diesem Punkte müssen wir ihm in gewisser Hinsicht beistimmen.

Wenn wir, die Ärzte von heute, Zimmermann, Cabanis oder Salvandy lesen und finden, daſs sie eine so hohe Meinung von ihrer Wissenschaft hatten, während sie doch nichts von all den Hilfsmitteln kannten, ohne die wir es heute nicht wagen würden, auch nur einen Schnupfen zu curieren, darf man sich nicht mehr über das Publicum wundern, welches nur die Erfolge beurteilt, daſs es die Wirksamkeit unserer Mittel in Zweifel zieht, wir müssen denken, daſs, wenn wir auch heute den höchsten Stand unserer Wissenschaft erreicht zu haben glauben, in einigen fünfzig Jahren andere finden werden, daſs wir wenig Ursache hatten, stolz zu sein.

Die Anatomie, Pathologie und fast neun Zehntel der Physiologie, ohne von Histologie, Semiotik, Bakteriologie und

ähnlichem zu sprechen, waren noch gänzlich unbekannt, als Ramazzino, der berühmte Professor der Universität Padua, der große lateinische Hippokrates, wie ihn einer der vielen Dichter, die sein Lob singen, nennt, von der Höhe seines Katheders ausruft: »si ipsis Medicinae Parentibus daretur reviviscere, non parum admirarentur, quomodo Ars ista, tam longo saeculorum fluxu, quasi iners et odiosa steterit, ac postea tam brevi tempori, summum fere gloriae apicem visa fuerit attigisse.«

Und dies war vor zweihundert Jahren!

Aber das Volk hat unrecht, wenn es nicht nur an der Medicin, sondern auch an denen, die sie ausüben, zweifelt.

Wenn man immer und immer wiederholt, dass der Arzt nicht ist, was er sein könnte, müssen die Ärzte antworten: Es ist das sehr respectable Publicum, welches nicht ist, wie es sein sollte, denn der Arzt ist das, was das Publicum aus ihm macht.

Der Client will, dass der Doctor ein Recept schreibt und der Doctor schreibt, der Client will, dass man ihm ein Mittel gegen das Fieber gibt, und der Doctor gibt's, er will nicht, dass man ihm die ganze Wahrheit sage, und der Arzt sagt sie ihm nicht; er bezahlt den Arzt weder mit Gold, noch Papier, noch mit Dankbarkeit und der Arzt dient ihm schlecht, das Ende ist: vult decipi und der Arzt sagt achselzuckend: ergo decipiatur.

Schon vor einiger Zeit, lange vor den Kritiken der Zeitungen dachte ich mir, es sei die Umgebung, welche die Kunst und die Künstler mache, man kann dies vielleicht nicht von der Wissenschaft sagen, aber die Heilkunst ist sicher so, wie sie das Publicum will.

Die Inschrift, welche sich am prächtigsten, schönsten Theater von Palermo befindet: »L'arte rinnova i popoli« scheint mir Nonsens, die Gesangskunst, wie jene des Pulsfühlens, wird beeinflusst durch die Umgebung, nach denselben Gesetzen der Anpassung, nach welchen sich der Hermelin im Winter weiß färbt und der Proteus blind in den Grotten des Karstes lebt.

Der Wilde hat naturgemäß mehr Zutrauen zu seinem Zauberer, wie zum berühmtesten Berliner Professor, es sei denn, dass ihm letzterer ein noch größerer Zauberer schiene, wie der erste; der Bauer hat mehr Zutrauen zum Quacksalber wie zum Chirurgen, und die Charlatane existieren dank dieses Vertrauens, und zu den Ärzten haben merkwürdigerweise gerade jene das meiste Vertrauen, welche bei guter Gesundheit am verächtlichsten von der Medicin sprechen.

Es scheint sonderbar, aber ich wiederhole, es ist so.

Wenn die Medicin darin bestünde, möglichst viele Medicamente zu verabreichen, wenn sie Krebs und Tabes dorsalis für heilbar erklärte, dann hätten jene Leute recht, aber wenn die Medicin jene Kunst ist, welche die Leiden verringert, ohne dem Organismus zu schaden, welche die Naturkräfte, die zu schwach sind, sich in der Krankheit selbst zu helfen, verstärkt, welche nur wenige, aber sicher wirkende Mittel verordnet, dann werden wohl auch jene bekehrt, welche jetzt nicht glauben.

Wenn ich einen Typhuskranken mit nichts anderem behandle als mit viel Milch, viel Wasser und viel Luft, so ist dies wissenschaftlicher, rationeller und nützlicher, als Chinin und Antifebrin zu geben, welche, wie man weiß, die Krankheit nicht um einen Tag, wohl aber das Leben verkürzen.

Und man heilt einen Tuberculösen auch nicht mit einem der vielen „Anti“ ......, welche speculative Köpfe mit so viel Tamtam in die naiv-gläubige Welt setzen, aber indem man sich auf Betrachtung der Symptome, Hebung der Kräfte und Beförderung der Verdauung beschränkt, so ist dies jedenfalls nützlicher und gesünder, als nur der Krankheit einen Damm zu ziehen, denn der Hauptgrund jedes Übels ist doch im Körper und nicht in den Bacillen zu suchen. Jene glauben, Algen aus einem nassen Feld zu vertreiben, indem sie dieselben ausreißen, wir glauben, dass, wenn wir das Feld trocken legen, die Algen von selbst für immer verschwinden.

Ist es Skepticismus, wenn wir den Arzneischatz immer mehr reducieren, oder ist es nicht vielmehr eine gründliche Kenntnis der

unbedeutenden oder gar schädlichen Wirkung tausender von Arzneien, eine gründliche Kenntnis der hohen Wirksamkeit jener großen, uns umgebenden und allen zugänglichen Heilmittel, als da sind: Luft, Wasser, Kälte und Wärme?

Jene, die glauben, die Medicin habe Terrain verloren, oder doch wenigstens nur die Kunst, die Krankheiten zu kennen, sei fortgeschritten, nicht aber jene, sie zu heilen, weil sie sehen, dass gerade die besten Ärzte eine immer beschränktere Zahl von Medicamenten gebrauchen, bekämen bald eine bessere Meinung, wenn sie wüssten, welch phantastische Grundlage die alte Pharmakologie hatte.

Man kann nicht verlangen, dass sie eine wissenschaftliche, aber man könnte doch wenigstens erwarten, dass sie eine empirische Basis hatte. Dies glauben viele, selbst manche Ärzte, die nie in das Allerheiligste des Tempels Äskulaps eintraten.

Aber der Ursprung gewisser Mittel ist ein solch merkwürdiger, dass man zu träumen glaubt, wenn man ihn zum erstenmale hört. Man bemerke, dass ich nicht von solchen Mitteln spreche, deren Seltsamkeit in die Augen springt, wie Schlangensuppe, Hundekoth, Schwabenpulver und ähnliche Zauberingredienzien. Nein, ich spreche von Mitteln, welche accreditiert, registriert und viele Jahrhunderte lang in Gebrauch waren. Der Rhabarber zum Beispiel gegen Gelbsucht, weil er gelb, das Drachenblut bei Blutverlust, weil es roth ist; Anacardicum orientale war gut gegen Herzkrankheiten, weil es die Form eines Herzens hat; aus demselben Grunde heilte das nierenförmige Anacardicum occidentale die Nierenkrankheiten; Tracheiden, weil sie die Form der Luftröhre haben, die Krankheiten derselben, und Saxifraga, welche in Steinen wächst und sie sprengt, war das beste Mittel gegen Steinleiden u. s. w.

Wenn das Citat nicht so alt wäre, könnte man es hier wiederholen: Quam parva sapientia regitur medicina!

Wie wahr ist es doch, dass die Medicin eigentlich nur eine Meinung ist!

Die einen halten sie für eine göttliche Kunst, die anderen leugnen gänzlich ihre Existenz und wieder andere glauben, ihre Aufgabe sei überhaupt, niemand sterben zu lassen und rufen mit Parini:

O debol arte, o mal secura scorta
Che il male attendi e no'l previeni accorta!

Ich kann nicht verstehen, dass sich die Menschen so sehr an dies elende Leben klammern, wie Ertrinkende an einen Strohhalm!

Ich glaube auch nicht, dass Hufelands Makrobiotik die menschliche Existenz nur um einen Tag verlängert. Man kann eine kränkliche oder gesunde Pflanze — wie Mantegazza sagen würde — sein und länger leben als jener Circus-Herkules, der ein volles Fass mit seinen Zähnen hoch hebt, man kann mäßig sein wie Pythagoras und doch nicht einen Tag länger leben, als einer, der lasterhaft ist, wie Heliogabalus.

Die Sache ist wenig tröstend für die Mäßigen und Tugendsamen, aber kein Mensch kann hindern, dass es so ist.

Ich lasse die Moralisten die bittersten Thränen weinen, ich lasse den Hygienisten das Problem lösen, welches so paradox aussieht und beschränke mich darauf, Thatsachen zu constatieren.

Sei gesund wie ein Fisch im Wasser, hüte dich vor Missbrauch jeglicher Art, trinke Kneipp-Kaffee, kleide dich in Herionflanell, rauche nicht, trinke nur Nocera Umbra-Wasser, esse nicht mehr als Moleschotts Rationen, beachte genau das sechste und zehnte Gebot und du wirst gut, aber nicht einen Tag länger leben als dein Nachbar X, der Don Juan, Säufer und Raucher, oder wie dein Freund Y, der immer kränklich ist, viertelstundenlang seine Zunge vor dem Spiegel betrachtet, dreimal monatlich ein Purgirmittel nimmt und sich scheut vor der Feuchtigkeit des Abends, den Nebeln des Morgens und den Zugwinden des Tages.

Bufalini, der große Kliniker von Florenz, war nie kräftig und nicht einen Tag bei guter Gesundheit und doch war er fünfzig Jahre lang Professor und wurde 88 Jahre alt.

Charcot, kräftig, blühend, strotzend von Gesundheit, starb mit 61 Jahren.

Es ist nicht sehr lange, dass ich in Sicilien war, um einen Neffen zu besuchen und bei dieser Gelegenheit in dem schönen Dörfchen einen alten Priester, Bezirksarzt des Ortes, kennen lernte. Er war 96 Jahre alt; ich kann nicht sagen, dass er ein großer Trinker oder Raucher war, weil diese Gewohnheiten oder Laster dort nicht existierten, aber das weiß ich, dass er eine große Schwäche für das ewig Weibliche gehabt hatte. Nun gut, als wir ihn besuchten, wo glaubt ihr, dass wir ihn fanden? Auf einem Feigenbaum, wo er eine Menge dieser deliciösen Früchte zu sich nahm. Herabgestiegen, trank er erst einen halben Liter heißes Wasser und kam dann frisch und fröhlich im Bewusstsein seiner vortrefflichen Verdauung zu uns.

Mir scheint, Lombroso habe schon an der Hand der Statistik nachgewiesen, dass „gutes" Leben und „langes" Leben nicht gleichbedeutend sind.

Aber selbst wenn Lombroso dies nicht entdeckt hätte, so wissen doch alle, die Augen haben, um zu sehen, dass zum Beispiel die Kokotten, abgesehen von kleinen speciellen Unbequemlichkeiten, sich einer beneidenswerten Gesundheit erfreuen. In Wirklichkeit ist's eben nicht wie in den alten sentimentalen Romanen, wo man sie zur Strafe für ihre Sünden ins Krankenhaus schickt und dort schrecklich enden lässt. Allerdings kommen auch von ihnen wohl welche ins Hospital, aber das größere Contingent stellen doch brave Familienmütter und musterhafte Ehefrauen, an denen auch der stengste Moralist nicht jene Laster entdecken könnte, die solche herbe Leiden verdienten.

Den Ärzten bleibt nichts erspart! Nicht nur an ihrer Wissenschaft findet man die größten Fehler, nein, man entdeckt diese auch an ihrem Herzen und sagt ihnen nach, dass sie zu wenig Humanität haben; doch dieser Vorwurf ist unverdient.

Die Ausübung der Medicin „erfordert" nicht nur Humanität, sondern „erzwingt" sie, sie durchdringt langsam, unfühlbar das ganze

Wesen des Arztes. Die Grobheit einzelner, die scheinbare Gefühlslosigkeit vieler sind die Wirkung der Gewohnheit, eine wahre Nothwendigkeit.

Die Klage über zu wenig Humanität entspringt den Beobachtungen solcher, welche nach dem Schein urtheilen, und jener, welche wünschen, dass die Ärzte Missionäre, Apostel oder dergleichen seien, dass sie keine Bezahlung für ihre Leistungen nähmen, um sich Brot und Bücher zu kaufen, aber angekleidet und bei offenen Thüren schliefen, um jederzeit zur Linderung menschlichen Unglücks bereit zu sein.

Und dann ist doch auch, wie Peisse schreibt, „die Humanität eine individuelle Eigenschaft", die jeder nach seinen besten Kräften üben soll, und nicht ein professionelles Attribut. Wenn die Ärzte alle Humanität für sich in Anspruch nähmen, was bliebe dann den Theologen, Philosophen und Juristen?

Es erfordert auch einen beständigen Kampf gegen die natürlichen Triebe, sich immer unter Kranken aller Art zu bewegen; einen Kampf, den der Arzt mit sich selbst kämpfen muss und welcher am stärksten in den ersten Jahren ist, woran einerseits die Jugend, andererseits die Neuheit des traurigen Schauspiels Schuld trägt, welche allen Empfindungen die höchste Stärke verleiht. Später kommt dies zwar weniger zum Bewusstsein, aber in Wirklichkeit endet der Kampf nie!

Oh! diese unsäglich peinlichen ersten Jahre des Studiums, wenn man noch glaubt, die Welt sei ein Rosengarten mit ewigem Mai, und sich statt dessen plötzlich in einer ganz anderen Welt sieht, in einer Welt, finster und kalt, nur in Intervallen von einem schwachen Lichte beleuchtet, in einer Welt, erfüllt von Blut und Klagen, von Foltern und Gefolterten!

Wie tief und unauslöschlich haben sich mir die Empfindungen dieser ersten Jahre eingeprägt!

Der Anblick des anatomischen Saales, welcher mir einen unüberwindlich scheinenden Widerwillen einflößte, einen Widerwillen,

gemischt mit einem fast kindischen Schrecken über die Skelette und zerstückelten Leichname, die in meiner erregten Phantasie zu leben und sich zu bewegen schienen. Verschieden davon, aber beinahe noch schlimmer war der Eindruck, den der große Krankensaal auf mich machte. Wie genau entsinne ich mich noch alles dessen!

Wie ich, im Begriff einzutreten, mich an der Thüre festhalten musste, weil mich ein Gefühl des Schwindels ergriff, als ob ich an einem tiefen Abgrund stünde; der große Saal, dessen Hintergrund sich im Dunkel verlor, schien sich ins Unendliche zu dehnen, ich stand wie in einem schweren Fiebertraum wohl einige Minuten unbeweglich, starr vor mich ins Leere blickend, bis mich die Stimme eines Gefährten, der mich zum muthigen Eintreten nöthigte, in die Wirklichkeit zurückrief.

Die Ausübung des ärztlichen Berufes ist schmerzlich in vieler Hinsicht, man könnte ein Buch über die Physiologie des Schmerzes schreiben, wollte man alles zusammenfassen. Ein Beispiel nur: Was gibt es Schlimmeres, als vorauszusehen, wie das Leiden eines geliebten Kranken verlaufen wird? Wer entsinnt sich nicht jener Novelle von Capuana, in welcher er so peinlich genau alle Empfindungen eines Arztes schildert, der das geliebte Weib langsam, aber sicher dem Tode verfallen sieht?

Alle Söhne können sich einer, wenn auch trügerischen Hoffnung hingeben, wenn sie die geliebte kranke Mutter vor sich sehen; der Arzt kann sich von einem gewissen Punkte ab nicht mehr täuschen, er sieht viele Tage vorher schon das Ende eines Daseins, ihm theurer als das eigene.

Andererseits sieht aber auch der Arzt, welcher die herbsten Schmerzen um das Leben seiner Lieben zu erdulden hat, seinem eigenen Ende mit dem größten Stoicismus entgegen, der Tod hat für ihn nicht die Schrecken wie für die anderen.

Selten wohl hat ein Arzt Furcht vor dem Tode, aber zahlreich sind die Fälle, dass ein Arzt Minute für Minute das Erlöschen seines Lebens beobachtete mit einer Ruhe, welche überrascht. Das »ubi vita, ibi spes«, welches der Arzt immer seinen Kranken vorhält,

hat für ihn selbst keine Geltung. Man sagte von Zimmermann, dass seine Kranken zwar manchmal das Leben, aber nie die Hoffnung verloren hätten, doch ist anzunehmen, dass er selbst die Hoffnung vor dem Leben verlor.

Wenn Schopenhauer sagt: „der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche, der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit, der Theologe in seiner ganzen Dummheit", so sagt er damit, wenigstens was den ersteren betrifft, eine große Wahrheit. Für ihre Ärzte waren auch Napoleon oder Bellini stets Menschen mit menschlichen Schwächen und Leiden. Die Schwäche, welche der Kranke seinem Arzt zeigt, entspringt der Anhänglichkeit an das Leben und zeigt sich umsomehr, je mehr er sich bemüht, sie zu verbergen.

Die furchtlosesten, charakterfestesten Menschen, Redner, welche ganze Gesellschaften beherrschen, Generale mit martialischem Gebaren, sie alle verlieren den Muth unter der Macht der Krankheit, wie ein friedlicher Bürger, der, im zoologischen Garten spazierengehend, sich plötzlich dem auf ihn eindringenden Tiger gegenüber sieht.

Oftmals findet man den größten Muth und die größte Ruhe bei Personen, welche im gewöhnlichen Leben zwar keine Probe von Schwachheit, aber auch keine von besonderem Muth zeigten.

Am schreckhaftesten vor dem Gedanken des Todes sind gewöhnlich Junggesellen und die Priester, das heißt die Egoisten; muthiger sind die Familienväter, welche ihr Leben lassen in der Gewissheit, dass es durch ihre Söhne eine Fortsetzung findet, am muthigsten sind die Frauen.

Dass sie widerstandsfähiger gegen die Schmerzen sind, als die Männer, wissen alle Chirurgen und Lombroso glaubte auch den Grund dessen gefunden zu haben, aber Lombroso wie Mantegazza haben es nicht genug gewürdigt, dass sie auch in schmerzlosen, aber schweren, langwierigen Krankheiten stets tapferer aushalten, als die Männer.

Wir haben zu Anfang des Capitels gesehen, dass der Arzt seinem Patienten manch bittere Pille verabreicht, aber nicht minder voluminös und zahlreich sind jene, welche man ihm selbst zu schlucken gibt.

Wir werden in Zukunft sehen, dass der Kampf zwischen Arzt und Clienten manchmal bis zu traurigen Folgen getrieben wird, aber wir sehen auch glücklichere Fälle von Waffenstillstand und Frieden, ja selbst Vertraulichkeit.

Neben Rhabarber und Strychnin gibt es eben auch Syrup und andere süße und angenehme Sachen.

Und eine der Genugthuungen des Arztes ist sicher auch das Bewusstsein seines eigenen individuellen Wertes und die Überzeugung, sein Möglichstes zu leisten und seine Pflicht zu erfüllen, ohne jedwede Unterstützung, sozusagen »self-help«.

Denn es gibt keinen anderen Beruf, welcher den Menschen so zwingt, nur mit sich selbst zu rechnen, als gerade jenen des Arztes. Er ist kein Mitglied einer Vereinigung, er ist kein Beamter einer Behörde. Bewaffnet mit jenem gedruckten, unterschriebenen und gestempelten Papier, welches ihm der Rector einer Universität im Namen des Königs überreicht, zieht er in die Welt, wo ihm nur seine eigene Kraft eine Stellung erringen kann.

Sein Königreich erstreckt sich aber auch andererseits über die ganze Erde, „wo Menschen sind, ist auch der Arzt".

Gewisse australische Stämme haben keine Idee von irgendwelchem geistigen Wissen, sie haben keine Götter und daher auch keine Priester, aber sie haben Rheumatismus, folglich haben sie auch den Arzt.

Und wenn der Arzt selbst da existiert, wo's noch keine Priester gibt, so kann man wohl sagen, sein Reich hat keine anderen Grenzen, als die der bewohnten Welt.

Bei jenen, auf dem primitivsten Standpunkt stehenden Menschen kann jeder sein eigener und anderer Leute Arzt sein, weil jeder leicht das ganze Wissen umfasst.

Im civilisierten Europa ist die Medicin in so viele Specialitäten getheilt, als hervorragende Organe und Apparate sich in unserem Körper befinden und zwischen beiden Extremen sind alle möglichen Abstufungen vertreten. Aber diese Verschiedenheiten beweisen nur die Richtigkeit des Satzes: Wo Menschen sind, ist der Arzt.

---

2. Capitel.

Doctoren und Doctorinnen.

Ein König von Polen. — Das Fieber. — Charcot und Napoleon I. — Der Landarzt. — Die Ärztin. — Was eine Frau „bei" dem Mikroskop und am Grunde desselben gefunden hat. — Ein Altar im Tempel Äskulaps. — Kneippcur. — Der Aderlass in Klöstern.

Vor einigen Jahrhunderten hatte sich, wie Schwengel erzählt, ein König von Polen zu seiner Liebsten die Tochter eines Barbiers erwählt, oder vielmehr diejenige eines Chirurgen, weil Barbiere und Chirurgen damals noch ein und dasselbe waren. Die ganze Corporation derselben fühlte sich aufs höchste geehrt durch diese königliche Bevorzugung und stieg auch in der Achtung des Publicums um etliche Grade.

Seit jener Zeit hat die Chirurgie gewaltige Fortschritte gemacht und die höchsten Gipfel der Wissenschaft erklommen und die Collegen des Barbiers von damals nennen sich jetzt: Durante, Billroth, Péan, Lister, Spencer Wells, Bergmann.

Die innere Medicin, welche man früher immer für etwas Besseres und Höheres als die Chirurgie hielt, hatte nicht solch weiten Weg zurückzulegen, weil ihre Jünger auch ehemals höher geschätzt wurden, aber auch hier war sehr viel zu verbessern und ist vieles besser geworden und die Verspottungen Molières wären heute ebenso unmöglich, als es lächerlich wäre, wollte man der inneren Medicin noch eine Superiorität über die Chirurgie einräumen, mit welcher sie ein harmonisches, untheilbares Ganze bildet.

Heute sind die medicinischen Wissenschaften jenes stümperhaften Wesens entkleidet, das sie noch gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts umgab, jenes fadenscheinigen wissenschaftlichen Mäntelchens,

durch welches immer noch die Zeichen ihres Ursprunges und ihrer Verwandtschaft mit Religion, Magie, und anderen geheimnisvollen und dunklen Künsten durchschimmerten, sie sind jetzt positive Wissenschaften, die sich immermehr dem Exacten nähern, und deshalb bringt man ihnen auch größeren Respect entgegen als in vergangenen Zeiten.

Die Medicin hat allerdings jenes quid divinum, welches sie mit einer mystischen Wolke verhüllte, verloren, ebenso hat man vor dem Arzte jetzt nicht mehr jene heilige Scheu, die dem „Zauberer" galt; aber man behandelt ihn mit mehr Respect, versagt ihm auch nicht jene Hochachtung, welche man jedem entgegenbringt, der sich einer edlen Wissenschaft widmet, die man mit der Bewunderung betrachtet, welche man allem Hohen und Edlen entgegenbringt.

Doch hat auch die heutige Medicin noch Spuren aus dem Alterthum aufzuweisen, Reste einer Metamorphose, die sie seinerzeit durchgemacht hat, Erinnerungen an die Urväterzeit, gleichwie der kleine „Woolner"-Vorsprung an dem Ohrrand mancher Leute, oder die „Hundezähne" bei anderen u. a. m., welche Erinnerungen unseres eigenen, niedrigen Ursprunges sind.

Auch dem Arzt haftet in den Augen des Pöbels heute noch etwas von dem „Wunderthäter" an, den man vergöttert, wenn das prophezeite Wunder eintrifft, aber auch steinigt, wenn er sich geirrt hat.

Die klareren Geister fangen allerdings an zu begreifen, daſs man unrecht thut, so zu denken, daſs es sich nicht mehr verleugnen läſst, daſs die Medicin eine Wissenschaft geworden ist, wenn sie diese Entwicklung auch erst vor nicht sehr langer Zeit genommen hat.

Wie es fast immer bei diesen Dingen geht, war der Fortschritt durchaus kein gleichmäßiger, in einigen Perioden war er gewaltig, dann trat in anderen wieder ein Stillstand ein; eigentlich schien es oft eher ein Rückschritt zu sein, verursacht dadurch, daſs man in eitler Selbstzufriedenheit geglaubt hatte, jetzt genug zu wissen und nun ohneweiters auf dem schwachen Grunde, den man bis zu solchen Momenten gefunden hatte, Gesetze aufbaute. Kam dann der Bau auf dem schlechten Fundament ins Wanken, so verließ man

ihn, ehe er ganz einstürzte, und die Arbeit des Analysierens begann von neuem.

Hier ein Beispiel! In den ersten Decennien des Jahrhunderts glaubte man alles über das Fieber zu wissen und Boisseau sagte, man kenne ganz genau dessen Natur und Gesetze. Heute gibt es wohl keinen Arzt, welcher nicht gesteht, nicht genau zu wissen, was Fieber ist. Und seit Boisseau hat man stets an diesen Argumenten gearbeitet! Aber wir haben wohl noch nicht über den halben Weg der Analyse zurückgelegt und an die Synthese denkt vielleicht das kommende Jahrhundert.

Und weil die Wissenschaft so langsam Molecül für Molecül in den pathologischen Laboratorien bearbeitet, weil die Erfindungen und Entdeckungen nur nach und nach in wenigen Seiten veröffentlicht werden, weil die Vorträge nicht mehr jene ciceronische Beredsamkeit entwickeln, wie in früheren Zeiten, sagt man, dass der Arzt von heute nicht mehr jenen ausgedehnten Gesichtskreis, jene Leichtigkeit zu generalisieren, jene Kathederweisheit habe, welche die Ehre und den Ruhm der Ärzte vergangener Zeiten bildeten.

Es ist Thatsache, dass man von allem leeren Akademismus, allem Conventionellen von ehemals nach und nach abgekommen ist, desgleichen ist es wahr, dass der Gelehrte heute mehr der fleißigen Ameise als dem aufgeblasenen Frosch der Fabel gleicht, aber dies hindert nicht, dass auch heute der Arzt die höchsten Höhen erreicht, die der menschliche Geist überhaupt erreichen kann.

Ich las eines Tages — ich entsinne mich nicht mehr wo — einen Vergleich zwischen Charcot und Napoleon I.; der Autor hielt diese Parallele selbst für so gewagt, dass er sich bei seinen Lesern deshalb entschuldigte. Der Vergleich begründete sich nicht nur auf eine gewisse physische Ähnlichkeit, sondern hauptsächlich auf den starken Geist der beiden und darauf, dass, wie Napoleon unter seinen Officieren Generale und Könige suchte und schuf, so auch Charcot viele seiner Schüler zu berühmten Gelehrten machte. Was beim Lesen dieser Zeilen auf mich den meisten Eindruck machte, war, dass der Schriftsteller, wie gesagt, so quasi die Unehrerbietigkeit

entschuldigte, die er gegen das Andenken Bonapartes begieng, als ob der Maßstab eines Genies sein weit verbreiteter Ruf sei. Wenn dies wäre, dann stünde ihm allerdings ein Tenor oder mittelmäßiger Literat näher als ein großer Gelehrter, denn jeder Mensch weiß, wer zum Beispiel Mascagni oder Tamagno sind, aber sehr wenige kennen die Namen von Bizzozzero und Golgi und doch kann die Wissenschaft Italiens sich mehr rühmen mit den letzteren, als mit den Melodien der ersteren. Jeder kennt wohl den Autor der „Physiologie des Weibes“, aber wie viele von meinen Lesern kennen die genialen, pathologischen Untersuchungen von Mantegazza?

Für mich, ich sage es frei, steht Mantegazza, der Gelehrte, hoch über Mantegazza, dem Poeten; wie ich auch Charcot für größer halte als Napoleon.

Aber wenn nun einer meiner nichtärztlichen Leser fragen sollte: wer war Charcot? dann erkläre ich mich für geschlagen, denn dann fehlt mir der Muth fortzufahren.

Der Arzt, wie er sich in der heutigen Literatur präsentiert, ist, wie die japanesischen Figuren in Grün, Roth, Gelb: stets schablonenhaft. Auf den Bühnen functioniert er entweder als Nebenfigur, oder er ist eine Person, welcher man den Titel „Doctor“ gegeben hat, um verschiedene intime Scenen bringen zu können, oder ein ruhiger, süßlicher Alter, welcher den Kindern Bonbons und den jungen Leuten, die dessen bedürfen, seinen väterlichen Rath gibt. Vor allem aber, und sei es auch die gesuchteste Berühmtheit, ist er ein Mann, der sehr viel Zeit zu verlieren hat und halbe Tage bei einem einzigen Clienten zubringt, der sich noch obendrein einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut. In den Romanen tritt das Conventionelle ein wenig zurück, doch auch hier findet man es fast immer.

Nicht so sehr ist dies der Fall in den besten Arbeiten Ruffinis, Balzacs, Daudets und Zolas, welche einen etwas wahreren Typus schildern. Interessant würde vielleicht ein Buch sein, welches eine

Zusammenstellung dieser ärztlichen Romanhelden und ein kritisches Examen ihrer Charaktere, der Ideen der Autoren, sowie der Originale, welche jenen vorschwebten, brächte. Drei Typen zum Beispiel, welche ich mich erinnere bei Balzac gefunden zu haben, verdienten ein Capitel für sich, der Dr. Despleins, Arzt der großen Welt, skepticistisch gefärbt und fein wie ein Diplomat, der Dr. Bianchon mit dem hohen Geist und der Dr. . . . . . Dr. . . . . . (o, das altersschwache Gedächtnis!), kurz jener Arzt, Philosoph und Wohlthäter, der Welt unbekannt, welcher mit seinen logischen Auseinandersetzungen die Seiten des trefflichsten aller Balzac'schen Werke füllt: der »Médecin de campagne«.

Wenn ich an jene Bücher denke, welche ich in den letzten Jahren an den langen Winterabenden am Kamin, oder an friedlichen Sommertagen unter den Bäumen meines Gartens gelesen habe, so erscheint vor meinem Geiste der Dr. Boucherau, eine der richtigsten Schilderungen in den verschiedenen Romanen Daudets, wiederkehrend im »Numa Roumestan«, in „Sappho" und mir scheint, noch in manchen anderen; der Dr. Antonio von Ruffini, zu sentimental und ideal für die Bewunderer von „Rougon-Macquart", der Dr. Ficicchia und der Dr. Lambertini aus Capuanas Novellen, der Dr. Follini aus dessen „Giacinta", der Dr. Louvet von Bourget, welcher mit fabelhafter Schnelligkeit seine Besuche macht, die Diagnose stellt und seinen Rath ertheilt, der Dr. Deberle aus »Page d'amour«, welcher alle Kränkungen erlebt, die einem Arzt, der sich in seine Clientin verliebt, passieren können, und endlich der Dr. Pascal, welcher den Titel dieses Romanes usurpiert. Auch dieser Arzt ist von dem Autor in ein gutes Licht gestellt und ohne Zweifel eine der ehrenhaftesten, gesündesten und decentesten Personen der Familie, welche Zola in seinen naturalistischen Romanen den Lesern vorführt. Aber Dr. Pascal könnte, so wie ihn Zola schildert, ebensogut ein Notar oder Apotheker sein, für den Roman wäre es dasselbe und für Pascals Persönlichkeit auch; dass er ein Arzt ist, wissen wir, weil uns der Autor erzählt, dass er viele Stunden in seinem Studierzimmer damit zubringt, Säfte à la Brown-

Sequard zu präparieren. Diese Beschäftigung, die ihm, in Paranthese bemerkt, in Italien unter der hygienischen Dictatur Pagliani fünfhundert Lire Strafe kosten würde, kommt aber nicht in Betracht neben dem Sammeln der Documente, womit er seine ganze übrige Zeit ausfüllt, und welch letztere Arbeit jedenfalls auch ein Ignorant in ärztlichen Dingen ausführen könnte.

Wollte man noch diejenigen Schilderungen, welche zweihundert Jahre zurückliegen, in Betracht ziehen, so müsste man sich auch der Ärzte erinnern, die Molière auf die Bühne stellte, aber es ist unnütz, nach so langer Zeit darüber zu discutieren, ob Monsieur Poquelin recht oder unrecht hatte, die perückentragenden Doctoren seiner Zeit so zu verspotten, doch scheint es, dass er ein wenig recht hatte, weil sich sofort Leute fanden, welche es für nöthig hielten, die Ärzte zu vertheidigen, wie Boulanger de Chalussay mit seinem »Clomire hypocondre ou les medécins vengés«, mit welchem er im Jahre 1670 ebenso glänzend Fiasco machte, wie bei den Nachkommen, und wie viele von meinen Lesern wissen heute wohl, dass ein Monsieur de Chalussay existiert hat?

Aber man mag ihn Pascal oder Bianchon nennen, er mag von Daudet oder Dossi geschildert sein, der Arzt von heute nimmt stets eine solche Stellung in der Achtung seiner gebildeten Mitmenschen ein, dass eine Schilderung à la Molière keinen Anklang mehr fände. In den Städten beschränkt sich des Arztes sociale Wichtigkeit allerdings auf die gute Behandlung seiner Kranken. Sein Einkommen wird je nach Verdienst und Glück bald größer, bald geringer sein, aber er übt keinen Einfluss aus auf die Welt, in der er lebt.

Auf dem Lande liegt das Verhältnis anders, der sociale Einfluss des Landarztes ist fast ebenso groß und wichtig, als derjenige des Priesters. Hier gibt er Rath, Beispiel und Ermuthigung, er ist — oder soll es doch wenigstens sein — der Vorkämpfer im Kampfe des Lichtes mit der Finsternis, der Wahrheit mit dem Vorurteil, er muss das

Beispiel der Selbstaufopferung schweigend und ständig geben. Spröde und rauh ist der Boden, den er bebaut, hart und steinig der Weg, den er wandelt, enorm die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, aber er darf deshalb seine Pflicht nicht vernachlässigen, den Kampf nicht aufgeben, ohne schwere Gefahr für die menschliche Gesellschaft. Der junge Bauer, der den Arzt seines Dorfes vor einer Epidemie hatte fliehen sehen, würde wohl auch dem Feind den Rücken kehren, wenn das Vaterland ihn ruft.

Arme, großmüthige Landärzte, unbekannte Philosophen, Wohlthäter, denen keiner ein Denkmal setzt!

Wieviel weniger undankbar wäre die Welt wohl, wenn sie euere Selbstverleugnung, eueren Opfermuth kennen würde!

Ich hatte, das heißt ich habe noch einen Freund, unter meinen wenigen Freunden der erste, welcher auf der Schule großmüthig mein Latein corrigierte und mich geduldig am Rockzipfel festhielt, als ich drohte, Lyriker werden zu wollen.

Auf der Universität bemerkte man ihn kaum, denn er hatte keine jener glänzenden Eigenschaften, nichts von Streberthum und den kleinen Eitelkeiten, welche dort die erste Rolle spielen. Nur während des Examens, als er eines nach dem andern glänzend bestand, stießen sich die Commilitonen mit den Ellbogen, sich gegenseitig fragend: wer ist jener? Er hatte das Zeug zu einem, ich will nicht sagen zum ersten Arzt einer großen Stadt, das nicht, aber zum ersten Kliniker einer großen Universität und beides scheint mir ziemlich verschieden.

Gegen Ende der Universitätszeit mussten wir uns trennen, ich gieng weit weg und hörte einige Jahre nichts von ihm, bis endlich eines Tages ein Brief kam, in welchem er mir schrieb, er sei es müde, Militärarzt zu sein, auch ekle ihn das städtische Leben an, er habe seine Entlassung erbeten und gienge nach Tarantasia.

Tarantasia?? Wo, zum Teufel, ist Tarantasia? frage ich mich und dachte natürlich an irgend einen Punkt des dunklen Erdtheiles. Erst nach langem, mühevollem, geographischem Studium entdeckte ich, dass Tarantasia einfach in Savoyen sei. Nun, dann

ist es gewiss ein köstliches Fleckchen Erde, um dort den Sommer zu verbringen, dachte ich, und beschloss, den Freund nächsten Sommer zu besuchen.

Diesen Beschluss führte ich auch aus und fand meinen Freund älter und philosophischer als früher, als Arzt in einem Canton, 1500 Meter über dem Meere, aber trotzdem in einem Thal, von welchem man den Himmel wie vom Grunde eines Brunnens sah und in welches die Sonne nur für drei Monate des Jahres eindringen konnte. Der Isère stürmte unter seinen Fenstern dahin, deren Existenz auch durch einen ständigen heftigen Wind sehr bedroht gewesen wäre, wenn mein Freund mit dem praktischen Sinn, der ihn auszeichnet, sie nicht durch die zwei Theile der Forceps gut versichert hätte.

Er war der einzige Arzt in sechs oder sieben Dörfern, welche längs des Flusses in einer Länge von circa dreißig Kilometern und in Höhenunterschieden von fast tausend Metern zerstreut lagen.

Das Zurücklegen dieser enormen Distanzen wäre seiner kräftigen Constitution nicht schwer gefallen, wenn nicht der Winter gewesen wäre — und er war länger als der Sommer! — in welchem er sich erst den Weg durch den Schnee bahnen musste.

Und welch ein Schnee! In Wirklichkeit habe ich ihn nicht gesehen, aber seine Folgen. Ich entsinne mich, dass eine Straße, die zwei Dörfer verbindet und auf einer Seite durch den Fluss, auf der anderen von glatten, nackten Felswänden begrenzt ist, statt Kilometersteinen bescheidene, schwarze Kreuze zeigte mit der Inschrift: Hier starb N. N., getödtet durch Lawinensturz, am . . . . . April oder Mai.

„Und du gehst hier auch im April oder Mai?“ fragte ich meinen Freund, den ich auf seinen Besuchen begleitete.

„Ja, aber nur, wenn man gehen kann, denn zu Zeiten ist es absolut unmöglich.“

„Arme Kranke, bedauernswerter Arzt!“

Natürlich versuchte ich für kurze Zeit, seine Mühen zu theilen,

aber wenn wir nicht in der besten Jahreszeit gewesen wären, hätte ich es wohl nicht so lange ausgehalten.

Zu alldem gab's auch hier Gemeinden, die nicht bezahlten, Leute, welche den Arzt verleumdeten, und Collegen, die ihm den Krieg erklärten. Besonders der Sohn eines dortigen Gutsbesitzers, welcher in Paris studiert hatte, bemühte sich sehr um den beneidenswerten Posten meines Freundes.

Nach einigen Jahren hatte letzterer denn auch genug von all dem Schnee und ich glaube auch genug von dem Pariser, er trank also ein Gläschen Genèvre, brannte sich sein Pfeifchen an, nahm seinen Stock und gieng längs des Thales über den kleinen Sanct Bernhard in seine Heimat zurück.

Um die moralischen und physischen Mühen des Landarztes zu ertragen, muss man aus einem festen, widerstandsfähigen Stoff gemacht sein, über welchen nicht jeder verfügt. Die Söhne der Städte befinden sich schlecht dabei, sie können nicht leicht standhalten; wenn sie es wirklich einmal für kurze Zeit probieren, suchen sie doch bald wieder in ihr gewohntes Leben zurückzukehren.

Glücklicherweise wird bei unserem Beruf das größte Contingent vom Lande und den kleinen Städten gestellt und nur wenig aus großen Städten. Die Städter ziehen andere Berufe vor, hauptsächlich die Advocatur.

Ich öffne z. B. die letzten Jahresberichte der Universität Turin und finde, dass unter den Jusstudierenden 25 Procent derselben aus Turin und 40 Procent aus Städten mit mehr als 20.000 Einwohnern stammen, unter den Medicinern aber nur 10 Procent aus Turin, 15 Procent aus anderen Städten, der Rest aber vom Lande kommt. Und dasselbe Verhältnis ist auch an allen anderen Universitäten. Das Landvolk, als die große Quelle des Lebens und gesunden Blutes, strömt so in die Städte, die Herde des Lasters und der Anämie, die robusten, mäßigen Söhne desselben liefern nicht nur ihren Dörfern jene Ärzte, die den Strapazen gewachsen sind, sondern dringen auch in die Städte und werden dort oft die besten mit ihrer derben Einfachheit.

Man suche zwischen den großen Ärzten der größten Städte und man wird finden, dass viele von ihnen aus ganz obscuren Dörfern stammen.

Welche enormen Schwierigkeiten mussten sie überwinden, welch titanische Kämpfe ausfechten, diese zähen Söhne der Äcker, um allein, ohne Mittel, ohne Protection, ohne Künste sich einen Weg zu bahnen durch den wilden, rücksichtslosen Kampf der Städte.

Wieviel Willenskraft, wieviel durch Generationen aufgespeicherte Energie verbrauchte wohl der unbekannte Sohn des Müllers von Chateaudun, bis er der berühmte Péan wurde, der erste Chirurg Frankreichs, der Operateur, der eine Million jährlich verdient!

Wer nie den Arzt auf dem Lande machen kann, wer aber auch in den Städten als solcher sich nicht in die Höhe schwingen wird, das ist die Frau als Arzt.

Bekanntlich wurde die Universität Bologna durch einige Frauen berühmt, oder, was vielleicht correcter, wenn auch nicht so höflich wäre, die Frauen wurden durch die Universität berühmt.

Am 29. Februar 1676 hielt in der großen Aula jener Universität in Gegenwart des Bürgermeisters, des Nuntius, des Erzbischofs und anderer Würdenträger das erst zweiunddreißigjährige Fräulein Laura Bassi eine Dissertation über Anatomie in lateinischer Sprache und hernach die Disputation mit den Professoren der Anatomie unter allgemeinem Beifall.

Ich habe leider die Documente jener Zeit nicht vor mir, um klar zu sehen, wie viel von diesem Beifall der Gelehrten und wie viel der Frau galt, aber jedenfalls bekam letztere ihr gut Teil, denn einmal befand man sich im goldenen Zeitalter der Galanterie und dann erzählen auch die Chroniker, dass Laura Bassi nicht nur gelehrt, sondern auch sehr schön war.

Aber so viel Aufsehen sie seinerzeit machte, als Gelehrte hat sie wenig Spuren hinterlassen, gewiss ist, dass ihr Name nicht neben jenem Bichats, welcher im Alter von zweiunddreißig Jahren schon starb, bestehen kann, ich glaube, dass überhaupt nichts mehr von

ihr besteht. Auch nichts von jener Anna Morandi, welche 1760 einen anatomischen Lehrstuhl in Bologna inne hatte, nichts auch von Maria Dalle Donne, welche Directorin der Hebammenschule war.

Seit jener Zeit hat nichts den Frauen verwehrt, sich der Medicin zu widmen, einige studierten auch, aber bis zu dem Moment, wo ich schreibe, hat keine dem Bau der Wissenschaft einen Stein beigefügt und wäre er auch nicht größer als eine Nuss. Seit zwanzig Jahren sind in den Universitäten Italiens stets einige Studentinnen eingeschrieben, welche Ärztinnen werden. Und was weiter? Was ist dann mit ihnen? Außer einer oder zwei, welche als Planet eine Sonne am Himmel der Wissenschaft umkreisen, ist keine ad astra gestiegen, weder wissenschaftlich noch praktisch und da ich auch von jenen nicht mehr sprechen gehört habe, wünsche und hoffe ich, dass sie wieder zu den Frauen zurückgekehrt sind.

Im Ausland liegen die Verhältnisse ziemlich gleich. Das gelehrte Deutschland hat ihnen allerdings ohne viel Ceremoniell die Pforten seiner Universitäten verschlossen, aber auch andere Staaten, die galanter waren, würden nicht viel an ihnen verlieren.

In England können seit 1888 die Frauen sich der Medicin und Chirurgie widmen, aber nur wenige machen von dieser liebenswürdigen Erlaubnis Gebrauch, obwohl man denken sollte, dass sie gerade in jenem Lande mehr auf diesen Weg gelockt würden, durch die größere Freiheit, welche dort die Mädchen genießen, durch den Respect, mit welchem man sie überall behandelt, und nicht zum wenigsten durch die Aussicht auf eine lucrative Position in Indien.

Sagte doch der Kanzler der irischen Universität in seiner Eröffnungsrede vergangenes Jahr: „Wenn man bedenkt, dass in den orientalischen Besitzungen Großbritanniens Millionen Frauen lieber unter den heftigsten Schmerzen sterben, als dass sie einem Arzt erlauben, ihr Gesicht zu sehen, oder mit ihnen in irgend einer Weise umzugehen, begreift man, welch weites Feld sich in jenem Welttheil den Medicin studierenden englischen Frauen öffnet.“

In Paris sind alle Jahre eine ziemliche Anzahl Frauen an der medicinischen Facultät inscribiert, so fand ich z. B. 1885

deren 78. Und was wird aus ihnen allen? Bis jetzt hat sich darunter nur eine Amerikanerin, Fräulein Plumpke, ausgezeichnet, welche im Laboratorium Vulpian, das auch vom starken Geschlecht viel besucht wird, studierte und dort ganz bemerkenswerte Sachen über die Structur der Nerven bei sogenannter Paralyse radicularis fand.

All dies fand sie am Grunde des Mikroskopes, außerdem fand sie neben demselben noch einen ausgezeichneten Mann, den Dr. Dejerine, welcher das gleiche Studium mit ihr betrieb und der jetzt eine wissenschaftliche Berühmtheit ist.

Mantegazza, immer galant gegen die Frauen, sucht zwar in einigen diesem Zweck gewidmeten Seiten zu beweisen, dass die Frau eine besondere Fähigkeit zum praktischen Arzt habe, aber im Grunde beweist er nur, dass sie eine gute Krankenpflegerin, voll Herz, Vorsicht und Delicatesse ist, und dies wusste man schon lange.

Mantegazza citiert zum Beweis seiner Behauptungen auch Cellis Abhandlung über „die Frau und die sociale Hygiene", aber auch ich habe dies gelesen und daraus nur ersehen, dass: 1. in England unter den vielen auf die allgemeine Wohlfahrt bedachten Gesellschaften, welchen ausschließlich oder größtentheils Frauen angehören, sich auch eine befindet, welche sich der socialen Hygiene widmet, und dass 2. zu wünschen wäre, dass auch in Italien die Damen, statt die Magd in einem Winkel hinter der Treppe schlafen und den Kutscher stundenlang vor dem Theater 2c. frieren zu lassen, besser thäten, eine sanitäre, hilfsbereite Gesellschaft zu gründen und ihre freie Zeit dem allgemeinen Wohl zu widmen.

Aber dass die Frauen Ärzte machen können oder sollen, habe ich nirgends gefunden und der Autor — man muss ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — hatte wohl auch gar nicht die Absicht, dergleichen zu schreiben.

Ich selbst will nicht das Gegentheil behaupten, obwohl ich ziemlich davon überzeugt bin, und ich glaube, der größte Theil der Frauen mit mir.

Die Frage der Doctorinnen verdient eine weitläufigere, gründlichere Abhandlung, als ich in diesen Blättern geben kann, und

auch einen vorurteilsloseren Anwalt, als mich, dessen Ideen über die Frauen mehr als lombrosianische sind, der fast wie Baudelaire glaubt, sie seien in wissenschaftlicher Beziehung „wasserdicht". Lassen wir also die Frauen in Frieden und weil der Gedanke an sie mir die Veränderlichkeit der Mode ins Gedächtnis ruft, sprechen wir von dieser.

Auch im Tempel Äskulapius' ist nämlich dieser launischen Gottheit ein Altar errichtet. Zu jeder Zeit gab es vorherrschende Merkmale in der Behandlung der Krankheiten und die Variationen dieser Merkmale in längeren oder kürzeren Zwischenräumen bilden die Mode.

Die Ärzte, welche stets darauf bedacht sind, das Ansehen ihrer Kunst hochzuhalten, gestehen es allerdings nicht gern, dass auch die Medicin der Göttin Mode huldigt, aber wahr ist es deshalb doch, dass sie ihr Scepter, wie über die Farben der Kleider und die Formen der Hütchen, auch über die Recepte des Arztes und die Arzneien des Apothekers schwingt. Wer freilich immer nur das Ideal der Medicin vor Augen hat und sich in die Illusion einlebt, die Regeln der Heilkunst seien etwas Absolutes, wie die Lehrsätze Eukleides, wird nicht an die Unbeständigkeit ihrer Principien glauben wollen und nicht daran, dass ein Mittel, das heute gut ist, morgen schädlich sein kann, aber wer den schwachen Grund bedenkt, auf welchem alle Gesetze aufgebaut sind, wer den Durst des Kranken nach Leben und Gesundheit in Betracht zieht und den Nachahmungstrieb und die Einbildungskraft, welcher Tausende von Kranken z. B. nach Lourdes treibt, welcher Epidemien von Selbstmord und Hysterie verursacht, kann sich leicht von der Möglichkeit einer Mode auch in medicinischen Sachen überzeugen lassen.

Man erzählt sich eine Anekdote von Dr. Bosquillon, die vor fünfzig Jahren spielte. Dieser vielbeschäftigte Mann trat eines Tages sehr rasch in seinen Krankensaal und da er nicht Zeit hatte, jeden Kranken einzeln vorzunehmen, ließ er sich nur von den Wärtern das Wichtigste berichten und sagte dann, zu seinem Assistenten gewandt, mit lauter Stimme: „Gebt heute den Kranken auf der rechten Seite Abführmittel, jenen auf der linken lasst zur Ader!"

Wenn diese Anekdote auch erfunden wäre, so würde sie doch ein Bild geben von der Verbreitung und dem Ansehen, welche gewisse Heilmethoden zu manchen Zeiten genießen. Vor einigen Jahren hätte wohl mancher Arzt im gleichen Falle gern gesagt: gebt der rechten Seite ein Bad und der linken Chinin und heute würden viele sagen, lasst sie alle in Frieden, die Natur wird helfen.

Wie entsteht die Mode in der Medicin? Wer macht sie? Man wird antworten, das weiß niemand und doch weiß man es sehr gut. Man weiß, dass die Modegesetze heute vom Strande der Spree kommen, wie vor einigen Jahren von jenem der Seine, wenn auch einige Länder, z. B. England, sich trotz des officiellen Modells noch Spuren ihrer Originalität bewahren und dass einige energische Persönlichkeiten, wenn sie sich auch in der Hauptsache unterordnen, doch sich besondere Typen bilden und so eine Mode in der Mode schaffen. Charcot hängte seine Kranken, die an Tabes dorsales litten und alle anderen Kliniker hängten auch die ihren, mit welchem Resultat, weiß man noch nicht. Liebermeister brachte seine Fieberkranken ins Bad und alle Ärzte der civilisierten Welt steckten auch die ihrigen unter Wasser.

Es ist ein sonderbares Schauspiel, zu beobachten, wie die Mode heute sich so viel rascher erneuert und ausbreitet, als in früheren Zeiten, und zwar desto rascher, je mehr die Communication erleichtert wird und die großen Culturcentren sich ausdehnen. Wird heute in Berlin auf den elektrischen Knopf gedrückt, so läutet es gleichzeitig in allen Universitäten der Welt und jede derselben strahlt auch sofort wieder das empfangene Licht auf ihren wissenschaftlichen Amtsbezirk aus. Das Heilmittel, das heute in München accreditiert wird, ist in nicht längerer Zeit, als ein Postpaket braucht, auch in Madrid in Verkehr und einige Tage später kann man es im elendesten Nest von Castilien erhalten.

Ein Blick auf die Geschichte der Medicin, oder für mich meine Erinnerungen, genügt, um unzählbare Beispiele für die Parteilichkeit der Mode zu finden, für den Enthusiasmus, mit welchem oft eine

Methode, eine Neuheit begrüßt wird. Ich citiere nur solche Dinge, die mir zufällig ins Gedächtnis kommen.

Vor einiger Zeit sah man den Hypnotismus von Danot auf alle Bühnen Europas gebracht und von Charcot in Paris wissenschaftlich angewandt und einige Jahre wurden alle Kranken hypnotisiert und suggestioniert, ja man trug sich sogar beinahe mit dem Gedanken, auch in der Chirurgie Hypnose anzuwenden. Es war eine Epidemie des künstlichen Schlafes, eine Suggestion von Suggestionen.

Aber wie sagt doch Ben Akiba?

Ein Jahrhundert früher sah man ganz ähnliche Dinge.

Damals hatte Mesmer in Paris eine Epidemie erregt und der Mesmerismus war kaum weniger heftig und berühmt, als in unseren Tagen der Hypnotismus. Und wie die modernen Hypnositeure, bevorzugte auch Mesmer die Frauen.

Ein schöner Mann, prachtvoll in Lila-Atlas und die feinsten Spitzen gekleidet, ein gewandter, eleganter Redner, besaß er alle Eigenschaften, um einen unwiderstehlichen Einfluss auf die Frauen auszuüben; zu alledem hatte er noch den Vorzug, ein Fremder zu sein.

Ganz Paris lief ihm zu, die Damen vergötterten ihn und stritten sich um ihn und in kurzem fehlte ihm die Zeit, seine Clienten einzeln zu behandeln.

Er sammelte also Clienten und Clientinnen, wirkliche und eingebildete Kranke in Gruppen von zehn bis fünfzehn. Diese wurden nun um eine Wanne gruppiert, welche mit Eisenspänen und Glassplittern und zwei Reihen symmetrisch geordneter Flaschen und zuletzt mit Wasser angefüllt und mit einem Brett bedeckt war, aus dessen Öffnungen Glasstangen hervorragten. Die Patienten mussten diese Glasstangen festhalten und waren so mit dem Inhalt der Wanne und außerdem noch mit Seilen unter sich verbunden.

Mesmer berührte nun einen um den andern mit seinem Glasstab oder mit seinen Händen und mit Hilfe eines Harmoniums, seiner Blicke und seiner Gesten fielen die hypnotisierten Patienten einer nach dem andern in Convulsionen.

Mesmers Nachfolger waren Puysegur und Cagliostro und seit dieser Zeit erschien der medicinische Mysticismus unter dem Namen Magnetismus, Hypnotismus oder Spiritismus und verschwand wieder in kurzen oder längeren Intervallen, jedesmal mit dem Anscheine der Neuheit auch neuen Enthusiasmus erregend.

Und das Wasser? Gibt es in der Geschichte der Hydropathie nichts ähnliches? Allerdings ist die Basis der Cur hier eine materiellere, fühlbar und sichtbar, aber auch dieses Heilmittel hatte Erhöhungen und Erniedrigungen erlebt, es hatte seine Propheten und Verächter, Zeiten, in welchen man es mit allen Tugenden, auch mit solchen, die es nicht hatte, ausschmückte, und Zeiten, in denen es von allen verlassen wurde. Hochinteressant ist in dieser Hinsicht die Geschichte eines der heiligen Väter der Hydropathie.

Prießnitz war nichts weiter als ein armer Gastwirt in Gräfenberg, welcher gewisse Praktiken, die er sich von einem Hirten angeeignet hatte, dazu benützte, sich selbst von den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu heilen. Durch den guten Erfolg ermutigt, ließen sich bald auch seine Mitbürger in den gerade bei Gebirgsbewohnern so häufigen Unfällen, wie Contusionen, Fracturen und dergleichen von ihm curieren. Sein Ruf verbreitete sich rapid in Österreichisch-Schlesien und bald kam von allen Städten und Dörfern immer mehr und mehr Zulauf, genau wie in diesen letzten Jahren bei Kneipp. Wie gewöhnlich legten sich die Puritaner unter den Ärzten ins Mittel, um ihn am Begießen seiner Patienten zu verhindern und wie gewöhnlich war die Verfolgung auch hier die wirksamste Reclame, welche den Ruhm und das Verdienst des Verfolgten ins unendliche vergrößerte; er trug denn auch den Sieg über seine Bekämpfer davon, indem er von der österreichischen Regierung ermächtigt wurde, Wasserheilanstalten zu errichten. Nun wandelte er also seine Wirtschaft in ein Curhaus um und statt der Bauern kamen allmählich die Berühmtheiten der politischen und gelehrten Welt. Im Jahre 1830 unterwarfen sich fünfzig Personen

den Regeln der strengsten Hygiene und den verschiedenartigsten Wasseranwendungen und wenige Jahre später waren es deren mehr als tausend.

Der unerwartete kolossale Erfolg scheint den Charakter des alten, durch das Wasser reich gewordenen Wirtes aber nicht verbessert zu haben, denn Schedel schreibt 1845 über ihn: „Die Ärzte sind bei Prießnitz schlecht angesehen und behandelt, sowohl von ihm als von den Kranken. Sein Zorn über sie scheint sich vergrößert zu haben, seit er ihre Verfolgungen nicht mehr fürchten muſs, denn er fürchtet jetzt die Concurrenz, welche sie ihm durch Gründung vieler Wasserheilanstalten in den verschiedensten Ländern bereiten könnten. Die Idee, daſs man auch nach Gräfenberg gehen könne, ohne die Absicht zu haben, ein gleiches Etablissement zu gründen, nur des Studiums halber, scheint ihm und den Seinen unglaublich und alle meine Versicherungen in dieser Beziehung bringen ihn auch nicht um Haaresbreite von seiner Meinung ab. Übrigens findet man in Prießnitz — wissenschaftlich gesprochen — nicht den freimüthigen, sicheren Mann, dessen Thaten auf seiner Überzeugung beruhen, noch mehr, es ist viel Falsches in seinen Blicken und in seiner Weise, welches einen zu Zweifeln auch an unumstößlichen Thatsachen treibt. Die schlechte Behandlung, die er den Ärzten angedeihen läſst, ist umso ungerechter, als gerade sie seine Methode vor den schädlichen Übertreibungen seiner Parteigänger und vor der Vergessenheit bewahren, welcher der Name Prießnitz sonst in einigen Jahren anheimfiele."

Und sah man denn in unseren Tagen in Deutschland sich nicht wieder den Enthusiasmus erneuern, den ehemals Prießnitz hervorgerufen hatte?

Auch in diesem Falle war es kein Arzt, welcher mit einigen hydropathischen Praktiken die halbe Welt gesund machte, sondern ein simpler Landpriester.

Durch den Gebrauch einer gewöhnlichen Gartengießkanne zog der Pfarrer Kneipp tausende von Personen nach Wörishofen, und hielt über seine Gießerei eine Serie von Vorträgen in Berlin und

anderen Orten von einer unglaublichen Gewöhnlichkeit für ein Land wie Deutschland und vollgepfropft mit physiologischen Irrthümern! Tausende hörten hier das Evangelium des Wasserpropheten, die Proselyten waren Legion, man bildete einen Kneipp-Verein, welcher eine rege Thätigkeit entwickelte durch Veröffentlichung von Broschüren, Büchern und Zeitschriften.

Ich wohnte einem dieser Vorträge in Berlin bei und fand mich zufällig neben einem deutschen Arzt, welcher natürlich seine Zweifel darüber hegte, dass es gar so heilsam sei, das Leben eines Frosches zu führen. Ohne mich auch als Arzt zu erkennen zu geben, fragte ich ihn über seine Meinnng und wie es denn käme, dass in einem Lande, so streng in seinen Gesetzen und Rechten, nicht die Obrigkeit, die Universität, oder die medicinische Gesellschaft gegen diese illegalen Übungen protestieren.

„Aber weshalb? Man muss bedenken, dass Tausende von den hier Anwesenden ohne die Suggestion dieses Priesters vielleicht nie ein Bad nehmen würden, und ich zweifle, ob es manche nicht auch jetzt noch unterlassen. Man lässt ihn gehen, das Gute seiner Methode wird bleiben, das Überflüssige verschwinden und man wird solange nicht mehr davon sprechen, bis ein neuer Kneipp kommt und der Welt verspricht, mit vier Wassertropfen die Asthmatiker, Diabetiker, Blinden und Tauben und vor allem diejenigen, die stark sind im Glauben, von allen Übeln, an denen sie leiden, zu heilen.“

Und die Mode des Aderlasses? Die existiert noch in gewissen Ländern, wo sich die schwangeren Frauen ohne eine Störung gewohnheitsmäßig mehr als einmal zur Ader lassen und man jeden Schwindelanfall mit der Lancette behandelt. Der größere Rest hat sich noch in der Veterinärkunde erhalten, denn man lässt die Pferde bei jedem Übel und manchmal auch ohne dieses, nur um vorzubeugen, z. B. im Frühling, zur Ader.

Brissaud erzählt, dass in den Klöstern, wo man nichts dem Zufall überlässt, die Regel des Aderlasses in gewissen Perioden

bestand; bei den Karthäusern z. B. fünfmal, bei den Prämonstratensern viermal jährlich. Die Feste Sanct Valentin und Sanct Mathias wurden durch besonderes Blutvergießen gefeiert:

Seigneur du jour Saint Valentin
Fait le sang net soir et matin
Et la saignée du jour devant
Garde des fièvres en tout l'an.

Interessant ist es, die Vorfälle in den Übergangsperioden zu beobachten. Jeder entsinnt sich wohl noch der unedlen Discussion gelegentlich Victor Emanuels Tod, welcher durch eine schwere Lungenentzündung herbeigeführt wurde. Ich habe in meiner Bibliothek noch zwei von den damals erschienenen Broschüren, die eine von Dr. Giordano von Neapel, welcher bei Cantani und Tommasi studierte, die andere von Dr. Venanzio Santanera, Turiner, guter Praktiker aus der alten, sehr blutigen Riberi-Schule.

Beide waren darin einig, dass die behandelnden Ärzte Königsmörder seien, nicht mehr und nicht weniger, aber die Begründung dieses collegialen Vorwurfes war sehr verschiedener Art, denn Dr. Venanzio fand, dass sie unbegreiflicherweise unterlassen hätten, die nöthige Anzahl Aderlässe zu machen, welche den König bestimmt gerettet hätten, und nach Dr. Giordano hatten Bacceli, Bruno und Saglione den König getödtet, weil sie ihn einigemale zur Ader gelassen hatten!

Es gab also eine Zeit, in welcher die Mode des Aderlasses, des „Vampyrismus", wie Moleschott sagte, dominierte, aber es gab auch fast gleichzeitig eine etwas kürzere Periode, in welcher man nur von Anämie sprach.

Das Blut und seine Krankheiten sind auch heute noch wenig bekannt, man kennt zwar genau die Größe, Anzahl und die chemischen Eigenschaften der drei Gattungen von Körperchen, welche sich im Blute finden, aber man weiß nur sehr ungenau, woher sie kommen, wohin sie gehen und welche Beziehungen sie unter sich haben. Als die Pathologen Herren des Mikroskopes wurden und anfiengen, das Blut zu studieren, glaubte man, sie würden

nun gleich auf den Grund aller Dinge kommen und alle Krankheiten rührten von der ungenügenden Zahl der rothen Blutkörperchen her, der Anämie.

So wurde auch die Anämie eine Modekrankheit, als welche sie auch in der Conversation der Laien jeden Moment besprochen wurde. Heute sprechen von Anämie nur mehr die Ärzte und auch diese nur, wenn sie wirklich existiert; statt dessen sind heute andere Krankheiten auf der Tagesordnung: Magenerweiterung, Überanstrengung, und last not least Neurasthenie.

Weil wir jetzt schon die Mode behandeln, möchte ich doch auch noch einige Bemerkungen über jene machen, die darin besteht, die wissenschaftliche Nomenclatur zu verändern. Auf mich hat es, obwohl ich Arzt bin, stets einen sonderbaren Eindruck gemacht, dass man seit kurzer Zeit, namentlich in den letzten Jahren, den Namen eines Klinikers dadurch unsterblich zu machen sucht, dass man eine Krankheit, die er zuerst speciell studiert und beschrieben hat, nach ihm benennt.

Es ist dies eine macabre Methode, welche einem unwillkürlich an das erinnert, was den Namen des Dr. Guillotin berühmt gemacht hat.

Wenn wir so fortfahren, wird bald jede Krankheit den Namen eines verstorbenen oder noch lebenden medicinischen Ehrenmannes tragen, manche davon vielleicht zwei und mehr, denn jede Nation möchte doch das Vaterland dessen sein, der zuerst diese oder jene Krankheit geschildert hat, so haben wir z. B. schon die Flajani'sche Krankheit, d. h. bei uns so, im Auslande aber Basedow'sche Krankheit genannt. Bis jetzt gibt es schon eine Bright'sche, Weil'sche, Thomsen-Marie-Parkinson-Morvan-Friedreich-Stokes-Adams-Hogdkin-Raynaud-Landry-Dubini-Bergeron-Corrigan-Huntington-Krankheit, sowie noch viele andere, welche hier nicht nöthig sind zu nennen.

Es ist doch auch zweifellos eine Mode, den Krankheiten Namen zu geben, aus welchen man nicht ihren Charakter rc. erkennen kann,

und das erinnert mich an eine Sitte, die unter den sicilianischen Bauern besteht, bei welchen man den Namen der Hautrose nicht nennen darf, man macht statt dessen irgend eine Umschreibung oder sagt ohneweiters: die Krankheit, die man nicht nennen kann. Ich kenne den Grund dieses Vorurteils nicht, aber ohne Zweifel ist es ein anderer als jener, aus welchem man manche Krankheiten niemandem, ja sich selbst nicht gerne eingestehen mag.

Selten wird ein Podagraleidender sagen, dass er Gicht hat, er wird vorgeben, Rheumatismus zu haben. Sagt einer Frau, sie sei lymphatisch und sie wird euch dies ihr Leben lang nicht verzeihen, wenn ihr aber sagt, sie sei nervös, so wird sie dies für ein Compliment halten, weil nervös und geistreich sein, ihr gleichbedeutend dünkt. Lymphatisch will niemand sein, ich glaube, selbst Rousseau hätte, wenn er es gewesen wäre, dies unter der schmutzigen Wäsche seiner „Confessiones" verborgen. Und er hatte deren nicht wenig!

---

3. Capitel.

Erfahrung.

Alte und Junge. — Er hat keine Erfahrung! — Die Wahl des Arztes und jene der Frau. — Ärztliche Typen. — Demokratie und Ärzte. — Cholerazeiten.

Ich habe in meinem Leben unendlich oft ein altes Sprichwort wiederholen hören, aber wohl noch öfter die dem Sprichwort widersprechenden Thatsachen gesehen. Das Sprichwort heißt: Alter Arzt und junger Chirurg; und mit den Thatsachen steht es so, dass der alte Arzt durchaus nicht immer dem jüngeren vorzuziehen ist. Heute wünscht alles junge Ärzte und es ist nichts als die Tradition, die alten Vorurteile und die Tyrannei der anerkannten Meister, welche alle jene, die sich noch blonder oder schwarzer Haare zu erfreuen haben, zwingen, Jahr für Jahr an den Stufen des Ruhmestempels zu harren, wo der Eintritt nur denen gestattet wird, welche weiße oder gar keine Haare mehr haben.

Ich möchte noch bemerken, dass wohl niemand größere Achtung vor dem Alter hatte als ich; da ich jung war, es wäre also sehr merkwürdig, wenn ich jetzt, da die wenigen Haare, die ich noch besitze, längst gebleicht sind, anders dächte; ich würde es dann ungefähr so machen, wie jener römische Fürst, der sich ungezählter Millionen und noch unzähligerer Titel erfreute, beides auch zu behalten wünschte und doch unter die Socialisten ging. Ich stelle nicht in Abrede, dass es Menschen gibt, die mit siebzig oder achtzig Jahren noch die vollsten Geistes- und Körperkräfte besitzen, die fähig sind, noch zu lernen und fortzuschreiten, zu lehren und zu befehlen. Moltke, Crispi, Cosenz, Gladstone, Virchow und Verdi sind dafür glänzende Beispiele, vor denen sich gewiss jeder respectvoll

beugt, aber man darf wohl trotz alledem bestreiten, daſs das Alter die Leistungsfähigkeit eines Menschen erhöhe und der einzige Grund sei, ihm einen Vorrang einzuräumen.

Man sieht immer da, wo der Arzt nicht nach den bureaukratischen Regeln, sondern, soweit es sein kann, frei gewählt wird, daſs sehr wohl die Jungen, neben den respectabelsten Alten, die über die gröſste Erfahrung und den stärksten Verstand verfügen, bestehen und den Kampf mit ihnen aufnehmen können. Auch das Publicum nimmt eben heute nur mehr das Verdienst, oder was es dafür hält und nicht die Zahl der Jahre zur Basis seiner Beurteilung und es thut recht daran, denn die Ausdehnung der Kliniken, der Reichtum der Unterrichtsmittel und die Vervollkommnung der Diagnosestellung vermindern den Wert der persönlichen Erfahrung und ermöglichen es, sich in verhältnismäſsig wenig Zeit das anzueignen, wozu man früher viele Jahre brauchte.

Allerdings ist die Jugend des Arztes auch nur ein relativer Begriff. Wer sechs Jahre auf der Universität zubringt, wird, falls er sich nicht gleich dem Bezirks- oder Militärdienst widmet, mindestens noch drei bis vier Jahre auf die Vervollständigung seines Studiums an den ersten Kliniken verwenden müssen, so daſs er seine dreiſsig Jahre alt ist, bis er seine Wissenschaft in den Dienst der leidenden Menschheit stellen kann. Mit dem Lernen ist er allerdings auch in diesem Alter noch nicht zu Ende, doch genügt sein Wissen, um genau der sehr schnellen, wissenschaftlichen Bewegung zu folgen, vielleicht auch, ihr selbst etwas beizufügen. Ich will sagen, was Zimmermann schon vor einem Jahrhundert sagte; daſs, wer mit dreiſsig Jahren noch kein guter Arzt ist, überhaupt nie einer sein wird. Aber auch wenn er ein guter Arzt ist, wehe ihm, wenn er nicht immer wachsamen Geistes, aufmerksamen Auges alles beobachtet, was keimt, wächst oder dürr wird am Baum der Wissenschaft, wehe ihm, wenn er nur ein wenig schläft, es wird ihm gehen, wie jenem, der nach dem ersten Act eines Schauspiels aus dem Theater gerufen wird und erst im dritten wieder eintritt, diesen nun damit zubringen muſs, mit Hilfe seiner

Phantasie das Fehlende zu vervollständigen, sich auch beim Fallen des Vorhanges noch vergeblich fragend, warum nun wohl der Liebhaber die Naive und der Intrigant seine Dienerin geheiratet hat.

Und leider sind es viele, die so aus dem Theater gehen, wie auch viele jene sind, welche die Dreißig erreichen und vorübergehen lassen, ohne besonderen Nutzen aus dem Besuch der Kliniken und Laboratorien gezogen zu haben. Es gibt alte Ärzte, welche die Jungen zur Bewunderung zwingen durch die Ausdehnung und Gründlichkeit ihrer Studien, durch die Stärke ihres Verstandes und vor allem durch den Enthusiasmus, mit welchem sie jede neue Entdeckung aufnehmen und sich aneignen, sowie den Scharfblick, mit welchem sie das Gute von dem Schlechten, das Wahre von dem Falschen unterscheiden, aber leider sind auch jene Jungen ziemlich viele, welche wir Alte anstaunen, ob ihrer Ignoranz, die natürlich noch mit der entsprechenden Portion Dünkel gepaart ist.

Der Grund, weshalb man heute, wie gesagt, allerdings nicht mehr in dem Maße wie früher, dem weißhaarigen Arzt einen gewissen Vorzug gibt, liegt in dem Glauben, dass nur die Jahre die Erfahrung geben; thatsächlich wird jeder Kranke oder Genesene, wenn er seinen Arzt lobt, stets auch sagen: „er hat eben Erfahrung!" Wenn dagegen ein Unzufriedener einem Arzt, von dem andere gut sprechen, eins versetzen will, so wird er diese alles loben lassen, seine Behandlung, seine Liebenswürdigkeit 2c. 2c., aber er wird für seinen Theil hinzufügen: „nur schade, dass er keine Erfahrung hat!"

Die Erfahrung ist für das Publicum der Probierstein des Arztes und die Ärzte selbst wissen dies so gut, dass manche von den alten Praktikern, welche die Jungen nicht lieben, nur weil sie selbst nicht mehr zu ihnen gehören, oder weil sie deren Ausbreitung fürchten, oder weil mit den Jahren ihre Menschenfeindlichkeit wächst, sich in den Glauben einwiegen, sie könnten die Jüngeren unschädlich machen, oder doch wenigstens auf einem Stadium permanenter Niedrigkeit halten, indem sie deren Wissen-

schaft, Kunst und Behandlung verspotten. Und wenn dann in einem Kreis gläubiger oder scheinbar gläubiger Clienten die Rede auf den Dr. A. kommt, welcher seit wenigen Jahren Arzt ist, so spricht man wohl verächtlich und geringschätzig über dessen „Bacillen“ und „Mikroskop“, um zuletzt mit mitleidigem Lächeln zu schließen: „und dann ist er ja auch ein Kind ohne Erfahrung“.

Und was ist schließlich diese medicinische Erfahrung, auf welche das Publicum so große Stücke hält und von welcher es bei jeder Gelegenheit spricht?

Ein großer Arzt, welcher diese Dinge kannte, Zimmermann, schrieb: „Die Erfahrung nach dem allgemeinen Vorurteil ist ein einfaches Product der Sinne, der Verstand ist sehr wenig dabei interessiert. Ich nenne es eine „falsche Erfahrung“, weil sie auf ungenügender, leichtsinniger oder falscher Beobachtung beruht, oder weil ein falscher Schluss aus in sich wahren Principien gezogen wurde. Man sagt Erfahrung von einem, welcher viel gesehen hat, und in Consequenz dieses Grundsatzes hätte derjenige, der viel gereist ist, die größte Weltkenntnis, ein alter Officier die größte Erfahrung in der Kriegskunst und ein alter Krankenpfleger in der Medicin. Die wahre Erfahrung in der Medicin hat dagegen jener, welcher sich die besten Mittel durch gute Beobachtung und gute Experimente erwirbt.“

Es gibt also laut Zimmermann eine wahre und eine falsche Erfahrung, und es ist genau die falsche, welche man für die richtige hält, wenn man den alten Arzt „nur“ seines Alters wegen für besser als den jungen hält. Der erste hat Tausende von Kranken gesehen, der zweite vielleicht nur Hunderte, also hat jener mehr Erfahrung als dieser, aber man fragt sich nicht, ob der erste seine Fälle auch immer gründlich überdacht, sie gut beobachtet und einen mit dem anderen verglichen habe, es ist genug, dass er sie „gesehen“ hat.

Dies gleiche Vorurteil dominiert auch hinsichtlich der Universitätsstudien und die jungen Ärzte wissen dies auszubeuten, wenn es zu ihrem Nutzen ist. In gewissen Universitäten, groß genannt



wegen der Menge der Studenten und der Größe der Stadt, in welcher sie sich befinden, sind natürlich auch die Krankenhäuser und Kliniken mit Kranken überfüllt. Jeden Tag bringt nun der Professor einen, zwei, auch drei Fälle vor seine zahlreichen Hörer und erläutert sie nacheinander mit ausgedehnter Doctrin und glänzender Rhetorik. Die Studenten hören von dem zweiten Fall sprechen, wenn das Bild des ersten noch vor ihrem geistigen Auge steht, sie denken an die Behandlung des zweiten, wenn schon der dritte Kranke vor ihnen erscheint. Auf diese Weise sind ihnen am Schlusse des Jahres Hunderte von Kranken vorgeführt worden, aber wie viele davon haben sie wirklich studiert? Wäre ihre Erfahrung nicht größer, wenn sie, statt die Augen auf dieses medicinische Kaleidoskop zu richten, das sie doch nur blendet, unter der Führung eines guten Klinikers gründlich und weitläufig Fall für Fall, Kranken für Kranken beobachtet und manchem derselben mehr als eine Lection, mehr als einen Tag gewidmet hätten?

Meine Erfahrung, und zwar muss ich beifügen, mehr als Student, denn als Professor, lässt mich über diese Antwort nicht im Zweifel, denn schon nach wenigen Jahren wurde mir der verschiedene Nutzen des Studiums an den Universitäten von Paris und Turin, von Neapel und Siena klar.

Übrigens weiß man, dass ein Tölpel zehn Jahre lang die Welt bereisen kann und deshalb noch lange nicht so viel Praxis im Reisen und Weltkenntnis sich erwirbt, als ein verständiger Mann, welcher wenig Länder sieht.

Kants Verstand umfasste das Universum und doch war Kant über die Umgebung Königsbergs nicht hinausgekommen; das Kanonenweib und die siamesischen Zwillinge haben die ganze Welt durchzogen und wissen vielleicht nicht, weshalb die Locomotive, mit der sie fuhren, ohne Pferde geht. Dasselbe gilt auch bei der medicinischen Praxis, wo man oft geneigt ist, das für Erfahrung zu halten, was nichts ist, als die fortwährende Wiederholung derselben Thaten, ohne Kenntnis der Gesetze, welche sie regieren und ohne irgendwelche Urteilskraft, ein mechanisches Können, das

man am besten mit dem französischen Wort »routine« bezeichnet. Die Charlatans und ähnliche Leute, die in so gutem Ansehen, nicht nur beim gewöhnlichen Volk, sondern auch bei solchen Personen, welche man ihrem Stand nach für gebildet halten sollte, stehen, gründen ihren Ruf zumeist auf diese Art von Erfahrung.

Billroth, der große Wiener Chirurg, hat gesagt: „Der Laie kennt in medicinischen Sachen die Erfahrung und Beobachtung nur im gewöhnlichen, nicht im wissenschaftlichen Sinn; für ihn hat die Erfahrung eines alten Bauern soviel Wert, wie die eines Arztes, vielleicht auch mehr, und das Publicum hat, leider! manchmal recht, denn wie viele alte Bauern finden wir nicht auch unter unseren Collegen!"

Von solchen Urteilen abgehend, und da nach der Meinung vieler Alter und Erfahrung gleichbedeutend sind, ist es natürlich, dass die Alten oft eine Waffe aus ihrem Alter machen und zwar eine Waffe nicht nur zur Vertheidigunng, sondern zum Angriff. „Diese Alten sind, wie Zimmermann beifügt, so unerschöpflich im Lob vergangener Zeit, dass man genötigt wäre zu glauben, es sei zu ihrer Zeit absoluter Mangel an Dummen gewesen, wenn sie selbst nicht das Gegenteil bewiesen. Jede Neuheit ist ihnen verhasst, sie wollen nicht erlauben, dass es gescheitere Leute gibt als sie, und klammern sich krampfhaft an das Alte, aus Furcht, auch auf den neuen Weg gelockt zu werden."

Anders ist es, wenn das Alter nicht nur die Gelegenheit gegeben hat, „viel" zu „sehen", sondern jene „gut" zu sehen und zu „beobachten", das, was man beobachtete, sich anzueignen und endlich ein reiches, im Gedächtnis wohlgeordnetes Material verschaffte, welches eine Erweiterung der Urteilskraft durch den Vergleich jeden neuen Falles, der zur Beobachtung gelangt, gestattet; dann hat die Erfahrung ohne Zweifel einen hohen, unanfechtbaren Wert und die weißen Haare sind schöner und liebenswürdiger, wenn sie von der Aureole der Wissenschaft umwoben sind.

Einen Theil des medicinischen Wissens gibt es allerdings, dem, so klein und unbedeutend er für sich ist, eine außerordentliche Wichtigkeit von den Clienten beigelegt wird und welchen man nur mit den Jahren erlernen kann. Es ist dies jener, welcher dem Arzt, auf gewisse Zeichen gestützt, erlaubt, den guten oder schlechten Ausgang der Krankheit, ihre längere oder kürzere Dauer vorher zu bestimmen: die Prognostik.

Und was erwartet der Kranke und seine Familie nicht alles von der prognostischen Fähigkeit des Arztes?! Die erste Frage, welche ihm stets gestellt wird, betrifft die Dauer der Krankheit: „Wie viele Tage wird er zu Bett bleiben müssen?" Der alte Arzt (und hier nützt ihm die Erfahrung sehr viel), welcher mit der größeren Zuversicht antworten könnte, wird oft sagen, dass er nichts bestimmen könne, der junge hingegen, auf seine Kenntnisse bauend und die Laster des guten Publicums noch nicht kennend, wird in die Falle gehen und eine gewisse Zeit nennen. Und er ahnt nicht, der Unvorsichtige, welche Unklugheit er begangen hat! Nehmen wir an, er hat geantwortet drei bis vier Tage; wenn morgen das Fieber fällt und der Kranke befindet sich besser, so ist die Unerfahrenheit des Doctors so klar, dass sie ein Blinder sieht; hält die Krankheit aber auch nach den vier Tagen noch an, so schiebt man jeden Tag, den sie mehr dauert, dem Doctor in die Schuhe, als ob er die Schuld daran trüge.

Der Typhus soll z. B. nicht plötzlich, sondern nach und nach kommen, als ob er sich fürchtete, sich gleich zu erkennen zu geben. Den ersten Tag ist das Fieber gering, den zweiten etwas stärker und so fort, bis es am fünften Tag einen sehr hohen Grad erreicht. Es kommt so selten vor, dass gleich am ersten Tag das Thermometer 40° zeigt, dass man dies noch vor einigen Jahren überhaupt nicht für möglich hielt. Und nun wird so ein junger Arzt, dessen Kopf vollgepropft ist mit diesen und ähnlichen Regeln, zu einem Kranken gerufen, der gleich am ersten Tage starkes Fieber hat. Der Doctor geht, untersucht den Kranken und constatiert mit oder ohne Thermometer sehr hohe Temperatur. Er findet kein Organ wesentlich

angegriffen, glaubt also das Ganze für ein rheumatisches Fieber von zwei bis drei Tagen ansehen zu müssen und auf die gewöhnliche Frage des Kranken antwortet er in seiner Naivetät auch so, wie er denkt. Was wird man aber nun sagen, wenn das Fieber auch noch anhält, nachdem die ersten drei Tage zu Ende sind, ja eine, zwei Wochen? Und da gerade der auf diese Weise erscheinende Typhus am schwersten verläuft, so wird man, wenn sich der Kranke in Gefahr befindet, wenigstens sagen: „Ach, wenn er doch zur rechten Zeit behandelt worden wäre, wenn der Doctor sich nicht über die Krankheit getäuscht hätte!“

Aber vielleicht irrt sich der Arzt überhaupt nie, oder sollte sich nicht irren? Oh, leider irrt auch er, wie Menschen überall und in allen Dingen irren, die sich nicht in mathematische Regeln bringen lassen. Aber es gibt Fehler verschiedener Natur! Es ist ein Fehler des Arztes, wenn er bei einem Emphysem Blutegel anwandte, oder wenn er wochenlang eine Bauchfellentzündung für Thyphus behandelt, und das Publicum hat recht, solche Fehler streng zu verurteilen; kann man aber diese Strenge auch in dem Fall jenes Chirurgen anwenden, welcher eine beweglich gewordene Niere ausschnitt und als die Kranke starb, bei der Section entdeckte, dass die Ärmste — eine besondere Abnormität — überhaupt nur eine Niere gehabt hatte?!

Professor Mantegazza kann es nicht leiden, wenn man ihn der Übertreibung beschuldigt, aber auch auf die Gefahr, ihm Missvergnügen zu bereiten, was für mich selbst das größte Missvergnügen wäre, muss ich ihm hier sagen, dass der Vorwurf der Übertreibung nicht immer unbegründet ist. Er übertreibt zweifelsohne zu gutem Zweck und weil er, wenn er „zehn“ verlangt, doch hoffen kann, „fünf“ zu bekommen, wenn er verlangt, dass man sich ganz in Flanell einhülle, so wird er vielleicht erreichen, dass man wenigstens die Brust mit Flanell bekleidet, und wenn er den Nutzen und die Nothwendigkeit der täglichen Bäder im Sommer und im Winter preist, werden sich seine Leser vielleicht doch wenigstens einmal im Monat baden; aber dass er übertreibt, ist richtig.

Er übertreibt, wenn er sagt, dass die Wahl des Arztes die wichtigste aller Handlungen sei, wohl ebenso wichtig und bedeutungsvoll, wie die der Frau. — Ah! höre ich da viele Ehemänner ausrufen, wenn man die Frau doch ebenso wechseln könnte, wie den Arzt!

Und ist es vielleicht nicht übertrieben, wenn er sagt, man wähle den Arzt mit dem größten Leichtsinn und im Vertrauen auf falsche und leichtsinnige Urteile? Um die erstere Behauptung zu widerlegen, bedarf es wohl keiner aristotelischen Dialektik; die zweite hat wohl etwas Wahres, aber man kann die Urteile nicht leichtfertig nennen, weil es keine gründlicheren gibt, und die falschen sind doch auch unmöglich von den wahren zu unterscheiden. Wer z. B. seinen Freund oder Nachbar frägt, welcher sein Arzt ist, und diesen dann für sich rufen lässt, hat doch wohl soviel Vertrauen in das Urteil seines Freundes, als wenn es sich um die Beschaffung eines Advocaten oder Ingenieurs handelte.

Wer sich an die öffentliche Meinung hält, welche z. B. den Dr. B. als tüchtigen Arzt bezeichnet, stützt sich gewiss auf das bessere Urteil, denn wer kann besser von den Verdiensten Dr. B.'s sprechen, als die öffentliche Meinung? Nehmen wir einen Fall. Ich halte den Dr. C. für den besten Arzt, aber wie können das jene wissen, welche einen solchen nöthig haben? Wenn er es selbst sagt, ist er ein Charlatan, sage ich es einem Nachbar, so ist es derselbe Fall wie oben, bleibt also nur die öffentliche Meinung. Nicht immer ist ja die vox populi — vox dei, aber in diesem Fall hat es doch etwas für sich.

Sie wird vielleicht einen Charlatan für einige Zeit als guten Arzt bezeichnen, aber schließlich doch darauf kommen, dass er eben nur ein guter Charlatan ist.

Auch ein Kind glaubt ja wohl für einige Zeit, dass sein Luftballon aus einer compacten Masse bestehe, wenn er aber durch das Einstecken einer Nadel seine volle Gestalt verliert, ist gewiss auch das Kind das erste, welches lacht.

Wenn das Publicum für lange Zeit den Dr. D. für einen tüchtigen Arzt erklärt, so sagt es damit wenigstens, dass Dr. D. einer der besten Ärzte ist, über die es urteilen kann. Er hat vielleicht nur wenig Verstand und ein gutes Herz, oder wenig Herz, aber einen scharfen Verstand, er kann auch nur alle Gaben, die ein guter Arzt besitzen soll, wie Verstand, wissenschaftliche Bildung, Höflichkeit, Güte in sehr mittelmäßiger Weise besitzen, wenn ihn das Publicum als „guten" Arzt bezeichnet, wird man ihn auch unter diese einreihen müssen.

Die Qualitäten übrigens, welche den Ruf eines Arztes, den Gradmesser für den Wert seiner Verdienste bilden, haben zum größten Teil so wenig mit Medicin zu thun, dass es die Jungen eigentlich entmutigen und vom Studium abbringen müsste, wenn nicht die gleichen Dinge allen, zu jeder Zeit und an jedem Ort passierten.

Wenn man einen Arzt über den wahren Wert seiner Collegen fragen würde, mit welchen er täglich im Krankenhause, auf der Universität, in den Kliniken zusammen ist, würde er, selbst wenn es ihm gelänge, jeden Hass, Neid, Rivalität und viele andere schlimme Gefühle aus seinem Gemüt zu verbannen, doch mit der Antwort sehr in Verlegenheit geraten; fragt man dagegen den ersten Bankcommis einer großen Stadt über die Verdienste der berühmtesten Ärzte seiner Stadt, so wird er, ohne auch nur eine Minute zu zögern, antworten: Ticio ist ein Esel, Cirio ein Dummkopf, Sempronino ein Todtengräber, Martino kommt tüchtig vorwärts, aber für mich ist einzig und allein Filano ein Arzt, dem sich ein Kranker, der keine Selbstmordgedanken hegt, anvertrauen kann.

Gewiss ist es, dass die Persönlichkeit, das Äußere, die Manieren eines Arztes einen großen Einfluss auf sein Glück ausüben, mehr sogar, oder doch wenigstens ebensoviel, als sein wahres Wissen. Auch dies hat ja seinen Einfluss, doch für sich allein ist derselbe ziemlich gering.

Es gibt übrigens keinen Arzt, an welchem das liebe Publicum nicht irgend einen Fehler fände. Ist er ernst, sagt man er posiert,

ist er jovial, so hat er Zeit zu verschwenden, kleidet er sich gut, nennt man ihn ein Gigerl, im entgegengesetzten Falle einen schäbigen Filz; geht er in Gesellschaft, ist er ein Lebemann, geht er nicht, ein unhöflicher Bär u. s. w. in infinitum. Das Geringste, was ich über einen hervorragenden Kliniker sagen hörte, welcher sich erlaubte, Bücher zu schreiben, war: sein Wissen stünde ja hoch, aber in der Praxis sei ihm dieser und jener doch bedeutend über.

Aber wie wählt man nun den guten Arzt? ....

Wie macht man es, um den guten von dem schlechten Arzt zu unterscheiden, wenn man bedenkt, welche suggestive Kraft der allgemeine gute Ruf hat und wie trügerisch und oft falsch die Urteile sind, unter denen sich die wahren Verdienste des Arztes verbergen?

Eine Regel ist unmöglich, ein Rat unnützlich. Soll man den Arzt fliehen, welcher die Reclametrommel schlägt? Aber warum? Wenn heute das Verdienst nicht immer so bescheiden ist, wie es in früheren Zeiten gewesen sein soll, wer kann es dem Arzt verübeln, sich auch ein wenig der modernen Reclame zu bedienen?

Soll man jenen suchen, welcher die meisten Kranken hat? Und wer sagt dir denn, dass dies Resultat nur durch die guten ärztlichen Eigenschaften und nicht am Ende auch durch Reclame erreicht wurde? Soll man den gemütvollen Arzt wählen? Aber wer garantiert dir, dass das, was man für Herz und Gemüt hält, nicht Heuchelei ist? Und andererseits, was kann dir an seiner Zuneigung, seinem Mitleid liegen? Die Hauptsache ist doch, dass er dich gut behandelt!

Erwägt man auf solche Weise alle gewünschten Eigenschaften eines Arztes, so wird man zu dem Schluss kommen, dass man weder diesen noch jenen vorziehen kann, und man kehrt endlich wieder zurück zum allgemeinen Bestimmungsgrad bei der Wahl des Arztes: der persönlichen Sympathie. Es ist vielleicht sein ernstes Äußere, seine klare Stirn, die wissenschaftliche Aureole, die ihn

umgibt, oder endlich sogar seine Grobheit, die jenes Gefühl der Sympathie einflößt, aber immer und stets wird die Sympathie der Stern sein, welcher den Kranken in das Haus des Arztes führt.

In einem seiner rühmlichst bekannten Almanache hat Mantegazza mit wenigen Linien die hervorragendsten Typen unserer Ärzte gezeichnet und auch ich will dies hier thun und einige hinzufügen, die mein berühmter College vergessen hat, und andere weglassen, welche ich nicht für typisch halte.

Dem ersten Typus begegnet man sehr leicht im täglichen Leben und auf der Straße.

Der Professor der Anthropologie in Florenz hat ihn als ersten genommen und zuerst nehme auch ich ihn; es ist der ärztliche Charlatan. Das größte Vergnügen des Charlatans ist . . . . , aber ich bemerke, dass ich Mantegazza wiederhole, also ist es besser, gleich abzuschreiben: „Sein größtes Vergnügen ist, von alldem, was er schon gemacht, oder besser nicht gemacht hat, zu erzählen. Er hat mindestens einige hundert Personen vom sicheren Tode gerettet, den Herzog A., den Prinzen B., die Marchesa C. u. s. w. Alle seine Collegen sind bei ihm entweder Esel oder Betrüger, manchmal auch beides zusammen.

Den Kopf trägt er erhoben und in den Nacken zurückgeworfen; wenn er seinen Hut lüftet, so fährt er sich mit der Hand durch die Haare, d. h. wenn er noch welche hat. Vor allem zeichnet er sich durch ein spöttisches Lächeln aus, welches stets — ausgenommen im Schlaf — seine Lippen umschwebt. In besonders schönen und glücklichen Momenten hat dieses Lächeln sogar etwas Mitleidiges, übrigens steigt es die ganze chromatische Leiter vom dummen Hochmut, Stolz, Suffisance auf und ab. Und dieses ewige Lächeln macht auch ernste und bescheidene Leute lachen.

Er kleidet sich mit ausgesuchter Eleganz, trägt einen Pelz, wenn es auch nicht kalt ist, lässt eine dicke, goldene Kette auf seiner Brust klingen und schmückt seine Finger mit vielen Ringen.

Er citiert Autoren, die er nie gelesen hat, und stammelt Worte in fremder Sprache, die er nicht kennt. Bei schweren Fällen zieht er die Augenbrauen zusammen, presst die Lippen aufeinander, bewegt überhaupt alles, was im Gesichte beweglich ist, und gibt sich so das unbeschreibliche, grotesque Ansehen einer olympischen Gottheit. Er verfügt über eine Scala von „ehm", „uhm" und „oh", dass sich ein ganzes heroisch-komisches Poem daraus bilden ließe.

Er spricht immer Aphorismen und Sentenzen, welche er mit den Ausrufen aller Grammatiken der Welt versieht. Seine Worte sind Sentenzen, seine Sentenzen Orakel und seine Orakel sind, wie jene von Delphi, immer dunkel und vieldeutig. Für eine Erkältung, wie für ein Geschwür hat er die schrecklichsten, rührendsten Worte und die Menschen behandelt er nur aus Mitleid, nicht aus Pflicht, er ist überhaupt nur deshalb Arzt, weil er nicht Kaiser oder König sein kann. Unsichtbar, aber permanent hält er in seinen Händen die Zange des Baders."

Das Bildchen von Mantegazza ist sehr hübsch und man muss gestehen, auch zutreffend, wenn ich auch viele Charlatane kenne, die den Kopf nicht hoch tragen und nicht lächeln, die keine goldene Kette klingen lassen, aber doch Charlatane sind bis in die Haarspitzen und Dinge fertig bringen, wie der berühmte Doctor Eisenbart.

Nähert sich nun diesem Typus nicht auch jener, welcher scheinbar so verschieden von ihm ist? Es ist eine Varietät, deren hervorragendes Erkennungszeichen eine große Wichtigmacherei ist. Unser Doctor sucht sich als Professor anreden zu lassen, auch wenn er es nicht ist, ist befehlend, immer ernst vor seinen Kranken und passierten selbst die lächerlichsten Dinge; er lacht vielleicht innerlich, aber nie wird auch nur eine Muskel seines Gesichtes zucken.

Er hat langsame Bewegungen, ersteigt schwerfällig die Treppen — auch wenn er sich leicht wie ein Vogel fühlt — tritt gravitätisch mit einem Gesicht wie ein Inquisitor vor das Bett des Kranken. Er liebt keine Vertraulichkeiten, um indiscrete Fragen zu vermeiden; wird er aber doch gefragt, so sind seine Antworten dunkel und

zweideutig; er. spricht so wenig als möglich und füllt seine Conversation mit langen Kunstpausen, während welchen er nichts denkt, die aber von seinen Zuhörern respectiert werden wie sokratisches Nachdenken.

Dieser erst affectierte Ernst wird ihm bald zur zweiten Natur, welche er dann nie mehr verleugnen kann, selbst nicht, wenn er einmal mit einem intimen Freund zusammentrifft. Er scheint diesem zu sagen wie Carducci zu den Bäumen der Maremma:

»Or non è piu quel tempo e quell' età,
se voi sapeste! . . . . via non fo per dire,
ma oggi sono una celebrità.«

Der dilettantische Arzt ist ein vom vorigen grundverschiedener Typus. Man weiß nicht, warum er eigentlich Arzt ist. Er ist immer und überall Arzt und ist nie Arzt. Er gibt allen Rat und Recepte, auch denen, die ihn nicht fragen; findet er sich aber einer wirklichen Krankheit gegenüber, so wird er verwirrt, weiß nichts mehr und ruft gleich nach Beistand.

Er ist in Wirklichkeit weder Arzt, noch Chirurg, noch Specialist, er versteht von allem etwas, aber nichts genügend. Oft assistiert er auch bei leichten Duellen. Man findet ihn gewöhnlich in großen Städten, er hat unzählige Freunde und ist im allgemeinen nicht bösartig oder neidisch gegen die Collegen, denn er hält sich nicht für einen von ihnen, sondern für einen Weltmann, der viel von Medicin versteht und sie sozusagen als Sport ausübt; dass als Arzt sein Wissen zu gering ist, davon ist er selbst überzeugt.

Eine Varietät dieses ist der leichtsinnige Arzt, immer beweglich, immer lachend, immer bereit, den vierten Mann beim Scat, oder den Dirigenten eines Cotillons zu machen und seine Patienten zu verlassen um einer Landpartie willen.

Eine Varietät des höflichen Arztes ist der Optimist, von welchem ich nicht sprechen kann, ohne sein Gegenstück, den Pessi-

misten, zu erwähnen. Optimist wie Pessimist entstehen, wachsen und werden Fleisch und Blut, der eine aus übermäßigem Mitleid, der andere in der Absicht, sich — Reclame zu machen.

Der optimistische Arzt hat immer gute Aussichten zu geben, seine Kranken befinden sich immer besser, besonders wenn es ihnen schlechter geht, eine Lungenblutung ist nichts, kommt aus dem Rachen, ein Fieber, pah — weniger als nichts, ist ein wenig Reaction; er fürchtet immer, seine Kranken zu entmutigen und vielleicht auch seine Clienten zu verlieren, wenn er sie entmutigt.

Der Pessimist dagegen behandelt immer schwere, schreckliche Krankheiten. Der leichteste Halsschmerz ist Diphtherie, und er wendet die energischesten Curen an, trotzdem wird der kleine Kranke gesund, und „er" ist es, der ihn geheilt hat! Nachbarn, Freunde, Verwandte hören von dieser wunderbaren Heilung und sein Ruf verbreitet sich ungeheuer. Ein leichtes Fieber ist Typhus, und wenn es nach zwei Tagen verschwunden ist, so hat natürlich nur „seine" Kunst es fertig gebracht, ihn im Entstehen zu vernichten; eine Erkältung mit etwas Husten ist eine acute Bronchitis capillaris u. s. w.

Es ist ein abscheuliches Kunststück, es wird aber trotzdem von manchen Ärzten, und leider nicht den letzten, angewendet.

Wenn der Arzt auch nicht immer die Wahrheit sagen kann, wie jeder ehrenhafte Mensch wünschen muss, so ist es doch besser zu verschweigen, als zu übertreiben, besonders wenn es keinen Einfluss auf die Behandlung ausübt; aber am besten ist's, immer die Wahrheit zu sagen, soweit man kann.

Die Grenze dieser Möglichkeit wird der Arzt unschwer selbst finden. Jener, welcher dem Kranken sagt, er habe einen Leberkrebs oder die Schwindsucht im höchsten Grade, verdient nicht mehr den Titel, welchen er trägt.

Andererseits ist nichts unangenehmer für jemanden, der zum Arzt geht, als zu hören: „es ist nichts", wenn nicht wenigstens diesem Urteil als Commentar über das „nichts" beigefügt wird, „d. h. im ärztlichen Sinn".

Wer den Arzt consultiert, hat immer irgend ein Leiden und sei es auch nur ein eingebildetes; man sage solchem Kranken, er habe Neurasthenie, bezeichne ihm eine angemessene Behandlung und suche ihm vor allem starken Glauben an die Heilbarkeit seines Leidens einzuflößen, aber man lasse ihn nicht mit leeren Händen gehen.

In diesem Falle geht er doch nur zu einem anderen Arzt, und wenn er dann zu seinem Unglück dem pessimistischen Collegen in die Hände fällt, wird ihm dieser erklären, dass er wenigstens an Sclerosi laterale amiotrophica oder etwas ähnlichem leidet; er wird ihm eine minutiöse, anatomisch-pathologische Beschreibung geben und eine sehr complicierte und kostspielige Behandlung verordnen.

Die Folgen kann man sich leicht ausmalen.

Wenn der eingebildete Kranke sich nicht das Maß von Energie bewahrt, welches er zur Bekämpfung seiner eigenen Vorurteile nöthig hat, wird er einer solchen Entmutigung und moralischen Depression anheimfallen, dass sein Übel sich stets verschlimmert und er zuletzt wirklich und schwer erkrankt.

Ein Typus, welcher etwas Ähnlichkeit mit dem optimistischen Arzt hat, ist der höfliche Arzt.

Dieser hat nie eine eigene Meinung, nicht nur ist er bei ärztlichen Beratungen stets der Meinung seiner Collegen, auch als einziger Arzt nimmt er lieber die Meinung anderer an.

„Was soll ich nehmen, Doctor, um mir Appetit zu machen?"

„Oh, irgend etwas Bitteres, Angenehmes, das den Appetit reizt."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, was weiß ich . . . . . . etwas Wermut mit Chinin . . . ."

„Ein wenig Fernet würde mir, glaub' ich, besser thun."

„Sicher, Fernet mit etwas Selterswasser eine Stunde vor dem Essen."

„Das ist zu früh, ich würde es lieber erst nehmen, kurz bevor ich zu Tische gehe, was meinen Sie, Doctor?"

„Noch besser.“

Inzwischen ist ein Freund eingetreten und hat den letzten Teil dieser Unterredung gehört.

Freund: „Wer wird Fernet nehmen, dieses sauere Wasser, welches einem im Magen brennt. Für mich ist „Ferro-China Bisleri“ hundertmal besser, doch du musst den Doctor fragen.“

Patient: „Soll ich nun dies nehmen und Fernet lassen?“

Arzt: „Gewiss, Bisleri ist vorzuziehen.“

So oder ähnlich macht er es immer.

Der galante Doctor, der sich nach der letzten Mode kleidet, die feinsten Handschuhe oder auch keine trägt, wie es eben die Mode vorschreibt, und alle Damen verehrt, ist ein so oft beschriebener und vorgestellter Typus, dass man fast annehmen sollte, er sei so conventionell, dass er in der realen Welt gar nicht existiert.

Ärzte, welche die hohe Gesellschaft besuchen, welche distinguierte und aristokratische Allüren haben, hat man immer gekannt und auch die ersten Ärzte unter ihnen gefunden, es kann eben nicht jeder so glücklich sein, in einem Dorf das Licht der Welt zu erblicken und sich dann eine gewisse Derbheit für das ganze Leben zu bewahren. Dass jene Doctoren zu Zeiten einer Dame den Hof machen, sieht man alle Tage, dass sie in ihrem gesellschaftlichen Leben auch manches nichtberufsmäßige Abenteuer erleben, kann man ebenfalls annehmen; aber dass ein Typus des ärztlichen Don Juan existiert, möchte ich doch sehr bezweifeln, so verderbt auch unsere Schriftsteller die sogenannte „Gesellschaft“ schildern, schwerlich würde ein solcher Arzt zu den Kranken gerufen.

Eine der sympathischesten Typen, welche aber auch viel seltener vorkommt, als man nach den Romanen vermuten sollte, ist der philosophische Arzt.

Er ist Philosoph in seiner Weise und auf eigene Rechnung. Vielleicht hat er nie Hegel, Kant, Vera, Ardigo, Comte oder

Stuart-Mill gelesen, aber trotzdem ist er wirklich und gründlich Philosoph.

Er behandelt die kleinen menschlichen Eitelkeiten mit Gleichmut, nicht mit Verachtung, denn er begreift und entschuldigt dieselben, er bewundert auch bis zu einem gewissen Grad den wissenschaftlichen Ruhm seiner Mitmenschen, aber er vergisst nie, dass Harvey und Gall ihre Clienten verloren ihrer Entdeckungen wegen und dass mehr als einer, dessen Namen man heute kaum mehr kennt, von seinen Zeitgenossen als der größte aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Ärzte gepriesen worden war. Er sucht seine Kranken zu heilen, oder doch wenigstens ihre Schmerzen zu lindern, die Schmerzen, die er für das Realste in dieser Welt hält. Er regt sich nicht auf über die Eigentümlichkeiten seiner Kranken, welche die anderen Ärzte als Undank, Unhöflichkeit u. s. w. bezeichnen. Er denkt vielleicht, wenn er Patient wäre, würde er es noch schlimmer machen, wie Gionata Bradford, der, als er einen Mann zum Galgen führen sah, ausrief: „Auch ich selbst könnte mich an der Stelle jenes Unglücklichen befinden." Er liebt die Natur und flieht die Gesellschaft und zieht seine Pfeife und den Winkel am Kamin einem Ball beim Prinzen X. vor.

Andere moralische Eigenschaften sind für sich allein nicht genügend, um einen Typus zu bilden.

Die Ignoranz, Neid, Hochmut oder Bescheidenheit u. s. w. sind unter den Menschen so sehr verbreitet, dass natürlich auch die Ärzte ihren Teil abbekommen haben. Finden sich jedoch zwei oder drei Hauptsünden und dazu noch eine gute Dosis Unwissenheit zusammen, so hat man den schlechten Arzt; nicht den gefühllosen, denn, möge mir auch diesmal Mantegazza verzeihen, gefühllose Ärzte habe ich nicht gekannt.

Ich habe herzlose Menschen gekannt und bei jedem Beruf gefunden, aber dass sich jemand den Beruf des Arztes wählt, um leiden zu sehen und auch selbst ein wenig leiden zu machen, kann ich doch nicht eher glauben, als bis ich mich am Ende mal selbst davon

überzeuge. Und wenn es wirklich einen solchen Menschen gäbe, so kann man ihn doch nicht zum Typus erheben.

Ein Arzt, welcher glücklich wäre, den Verwandten auf ihre angstvollen Fragen zu antworten: es ist keine Hoffnung mehr, würde wohl bald aus der menschlichen Gesellschaft verbannt.

Ich begreife nicht, wo Mantegazza das Modell zu jenem Arzt hergenommen hat, welcher „die unangenehmsten Arzneien und schmerzhaftesten Operationen sucht, welcher aus Gefühllosigkeit keine Betäubungsmittel anwenden will, sagend, sie seien gefährlich. Der Kranke ist ihm ein Opfer, zum Leiden bestimmt, und er selbst hält sich für das nöthige Instrument des Schmerzes. Der schlechte Arzt hat im Gesicht, den Augen, auf den Lippen etwas Bitteres und Saueres, eine Art ironischen, spöttischen Hasses gegen jede Person und jeden Fall, mit denen er zu thun hat."

Dies scheint mir ein Individuum von Gaborian zu sein, ein geborener Verbrecher, welcher nach vielen Jahren dunkler Vorbereitung sich unter die Ärzte geschmuggelt hat, um auf diese Weise die Befriedigung einer geheimnisvollen Rache zu finden.

Keine Typen, sondern einfache Varietäten des gewöhnlichen Typus sind der „anhängliche" und der „abweisende" Arzt.

Der anhängliche Arzt ist oft ein Mensch, der viel Zeit übrig hat, manchmal ist es auch nicht so und er muss sich (wie er sagt) in vier Teile zerlegen, um allen gerecht zu werden. Er lässt sich nie zweimal rufen, er läuft sofort zum Patienten, erkundigt sich über die Krankheit und — auch wenn er den Betreffenden zum erstenmale sieht — über die Frau, die Kinder, die Hausmiete, die Fehler der Magd und zeigt für alles und alle ein höchst liebevolles Interesse. Der Kranke hat nur wenig Fieber, etwas in der Mitte zwischen Fieber und nicht Fieber, aber doch will der Doctor nachmittags wiederkommen, um zu sehen, ob das Fieber gefallen oder gestiegen ist. Dies geschieht denn auch und es gibt neue Verordnungen, neue Fragen, Geschwätz ohne Ende. Es ist unnöthig, zu sagen, dass er am frühesten Morgen wieder da ist und wenn

er hört, dass der Kranke geschlafen hat, wie ein Murmelthier, wenn er sich nach langem Pulsfühlen überzeugt, dass das Fieber verschwunden ist, glättet sich seine Stirne, wie eine Centnerlast fällt es ihm von der Brust und er athmet wieder frei. Aber doch erscheint er abends nochmal. „Man weiß nie sicher, gewisse Fieber machen gewisse Scherze und man kann nie zu vorsichtig sein.“ Dieses Fieber hat keine Scherze gemacht, denn er findet den „Kranken“ auf der Terrasse, die Cigarre im Mund. Gut, sehr gut, der Doctor ist ganz zufrieden, kommt aber auch am nächsten und die folgenden Tage, bis ihm endlich der arme Client, für welchen der Arzt nicht jene magnetische Anziehungskraft besitzt, die er auf ihn auszuüben scheint, das Honorar in die Wohnung schickt. Aber auch damit ist er ihn noch nicht los, denn der Doctor kommt, um zu danken und um zu zeigen, dass er nicht des Geldes wegen seine Besuche macht, sondern um seinen Patienten eine beneidenswerte Gesundheit zu verschaffen: mit einem Wort, er überschüttet ihn mit soviel Aufmerksamkeiten, guten Ratschlägen und Rücksichten, dass man sich wundern muss, wenn der Client unter dem Druck so vielen Interesses nicht aufs neue erkrankt.

Glücklicherweise gibt es für diesen Arzt auch ein Gegenstück. Dies ist der Doctor, welcher dem Kranken eine außerordentliche Gefälligkeit mit seinem Besuche zu erweisen scheint, welcher immer erst erscheint, nachdem man ihn sowohl mündlich als schriftlich hat bitten lassen. Er sieht den Kranken, gibt kurz seine Anordnungen und geht. Am andern Tag erwartet ihn die Familie ängstlich, aber unser Doctor gibt kein Lebenszeichen. Erst gegen Abend, nachdem man verschiedentlich nach ihm geschickt hat, zeigt er sich wieder. Ist es ein schwerer Fall, so kommt er einmal täglich, nicht öfter, und bei den ersten Zeichen von Besserung läst er je einen Tag den Besuch ausfallen und verschwindet ganz, sobald das Fieber fällt. Will man ihn noch einmal haben, so ist es nöthig, zu ihm zu kommen, aber er wird sich dann meist darauf beschränken, in seinem Sprechzimmer auf Grund der ihm von den Verwandten gemachten Mittheilungen seinen Rat zu geben.

Ist dies Widerwille? Fürchtet er, geldgierig zu erscheinen? Oder ist es ärztlicher Skepticismus? Meist wohl von allem etwas.

Wollte man aufmerksam in den Städten, auf dem Lande, an Hospitälern oder Lehrstühlen suchen und beobachten, so ließe sich wohl noch eine stattliche Anzahl von Typen und Raritäten finden, aber ich will schließen und mich darauf beschränken, zu constatieren, dass der verbreitetste Typus jener des guten Arztes ist, welcher über die genügende Dosis aller jener Eigenschaften des Verstandes und Herzens verfügt, die nöthig sind, um seinen schweren Beruf zum Besten der Menschheit auszuüben! Der gute Arzt mag ernst oder fröhlich, Bär oder Gesellschaftsmensch sein, sich nachlässig oder apart kleiden, so wird er doch stets nur das thun, was ihm natürlich ist; es wird nichts Gemachtes, Affectiertes in seinem Wesen sein; er will nicht posieren oder mit irgend einer Eigenschaft eine Suggestion auf das Publicum auszuüben suchen.

Die Zeit ist vorüber, in welcher die Magistratspersonen keinen Bart trugen, das Militär sich durch mürrisches Gesicht und steifgewichsten Schnurrbart auszeichnete, die Minister nicht zu Fuß giengen und die Aristokraten mit schnarrendem „r" sprachen; auch der Arzt hat die äußerlichen Erkennungszeichen seines Berufes abgestreift. Vor einigen Jahren noch war ein Arzt nicht anders denkbar, als mit Cylinderhut, Backenbart, schwarz gekleidet und dem Stock aus indischem Rohr, weshalb man ihn auch auf der Straße mit seinem Äußern, das die Mitte zwischen Priester und Bürger hielt, aus tausend Personen herausfand. Heute nivelliert die Demokratie alles, sie und die Luft der Modernisierung, welche über alle und alles hinstreicht, hat auch dem Arzt jene persönliche Freiheit verschafft, welche ihm ehemals versagt war; heute kleidet er sich, wie es ihm gefällt, lacht, auch wenn er sich im Publicum befindet, und geht ins Theater, wenn es ihm Vergnügen macht.

In einigen Ländern, wie England, Frankreich, findet man noch jetzt manches Exemplar jener älteren Ausgabe und neben

dem guten Alten mit glattrasiertem Gesicht, langen Haaren und weißer Halsbinde begegnet man einem modernen Arzt in neuestem Costüm mit kleinem Bärtchen und Dandy-Scheitel.

Die äußeren Abzeichen des Berufes haben sich verloren und auf diese Weise unterscheidet sich der Arzt nicht mehr von anderen Bürgern, dennoch hat er immer noch seine charakteristischen Erkennungszeichen, welche ein geübtes Auge nicht übersehen kann. Hauptsächlich nach dem dreißigsten Jahr fangen diese berufsmäßigen Eigenthümlichkeiten an, ihren Stempel dem Gesicht, überhaupt der ganzen Person aufzuprägen und sich von dieser Zeit ab immer mehr zu verschärfen und auszubilden.

Wie sich bei den Komikern beispielsweise die Linien, welche sich von der Nase zu den Mundwinkeln ziehen, im Laufe der Zeit so ausgeprägt haben, dass man, wenn man sie im gewöhnlichen Leben in der Nähe sieht, bei manchen nicht weiß, ob sie weinen oder lachen, so bei den Ärzten hauptsächlich die Falten auf der Stirne vom gründlichen Denken, nicht weil sie im Ganzen „mehr" als vielleicht Mathematiker, Juristen &c. denken, sondern weil sie jeden Moment gezwungen sind, über eine Frage, einen Zweifel, eine diagnostische Schwierigkeit nachzugrübeln und, in welchem Zustand sie auch sein mögen, eine richtige Lösung zu finden.

Diese immer wiederholte Übung, dieser ofte und plötzliche Umschlag von der größten Heiterkeit zum tiefsten Ernst ist eines der hauptsächlichsten Merkmale des Arztes. Es genügt, dass in fröhlicher Gesellschaft jemand einen Arzt um Auskunft bittet über einen Kranken, welchen er an jenem Tag besucht hat, um diesen jähen Wechsel in seinem Aussehen zu beobachten. Was in ähnlichen Fällen allen passiert, ist bei ihm am markantesten wegen der so ausgeprägten Stirnfalten.

Sein Leben ist überhaupt ein beständiger Wechsel zwischen Freud und Leid, er verbringt seine Tage zwischen der verschwenderischen Pracht der Reichen und dem nackten Elend der Armen. Könnte ich wohl je vergessen, wie ich einmal mitten aus der

Hochzeitsfeier eines jungen Bankiers zu einem Arbeiter geholt wurde, welchem die Maschine alle Knochen gebrochen hatte?! Und ein anderesmal nach einem, von einem Abgeordneten gegebenen Dejeuner, bei welchem uns derselbe reichlicher mit falschen Versprechungen als mit reinen Weinen bedacht hatte, die Section eines Elenden vornehmen musste, welchen man in der vorhergehenden Nacht auf der Landstraße gefunden hatte, gestorben, ich weiß nicht, ob an Hunger oder Kälte.

Eine, der auch bei wohlwollenden Menschen meistverbreiteten Meinungen ist jene, dass die Ärzte kein Mitgefühl mit den Leiden ihrer Kranken haben; und doch ist kein Urteil falscher als dieses. Daudet hat dies richtig erfasst, als er seinen Dr. Boucherau sagen ließ: „Man glaubt, dass wir Ärzte nichts fühlen, dass wir im Kranken nichts behandeln als die Krankheit und nie den leidenden Menschen. Welcher Irrtum! Ich habe meinen Lehrer Dupuytren, der im Rufe großer Hartherzigkeit stand, heiße Thränen über ein an Diphtherie leidendes Kind weinen sehen. Und jene Mitleid erregenden Schreie mütterlicher Angst, jene zitternden Hände, welche eure Arme umklammern! Mein Kind! — Rettet mir mein Kind! — Und die Väter, welche sich stark machen, um mit männlicher Stimme, während doch große Thränen auf ihren Wangen stehen, zu fragen: Sie werden ihn außer Gefahr bringen, nicht wahr, Doctor? — Man mag noch so gut gewappnet sein, solche Scenen greifen einem ins Herz. Und dies ist es eigentlich, was man braucht, wenn man eine Beleidigung im Herzen trägt. Vierzig Jahre Praxis und mit jedem Tag wird man empfindsamer!“

Doch man wird einwenden, die Meinung Daudets sei jene eines Romanciers und es sei nicht weise, diesem Herrn zu viel Glauben zu schenken, vielleicht nimmt man dann die meinige, als die eines alten Arztes günstiger auf, und ich sage, dass Daudet tausendmal recht hat! Wieviel schlaflose Nächte, wieviel Leid und

Schmerz verschaffen uns nicht unsere Kranken! Und — sagen wir auch dies, weil es die Wahrheit ist — wieviele Thränen haben wir nicht zu verbergen, welche uns unsere kleinen Kranken entlocken. Denn es sind vor allem die Jungen und unter ihnen die Kinder, welche durch ihre Leiden mächtig das Herz ergreifen, durch ihr sichanklammern an das Leben, welches ihnen so schön dünkt und welches sie noch nicht so früh verlassen möchten.

Ah! welch ein „Herz“ hätte wohl mein guter De Amicis geschrieben, wenn er zu seinem Unglück Arzt geworden wäre! Ich weiß nichts anderes zu sagen, aber er könnte wohl besser demonstrieren, dass auch im Herzen des Arztes das Mitleid Wurzel schlägt, dass seine Handlungen nicht ausschließlich vom Interesse dictiert sind, dass er den Druck einer schweren Verantwortung auf sich lasten fühlt und durchaus nicht alle darauf bezüglichen Gedanken von sich abstreift, sobald er die Thüre des Krankenzimmers schließt.

Und als ob das alles nicht genügte, kommen zu den Wunden, welche das Mitleid mit dem Schmerz der anderen bereitet, auch noch oft jene, welche die verletzte Eigenliebe, Undankbarkeit der Menge, übergroße Empfindsamkeit, oder die verschiedenen Arten von Ignoranz und menschlicher Bosheit schlagen.

Ein Beispiel, bis zu welchen Extremen sich ein Arzt, der sich eines Irrthums schuldig fühlt, versteigen kann, ist der Fall des Professors Kolomnine.

Dieser ausgezeichnete russische Chirurg hatte eine Operation am Mastdarm einer Frau vorzunehmen und um ihr Schmerzen zu ersparen, dachte er eine Injection von Cocain in den Darm zu machen. Diese Arznei war damals erst kurze Zeit in der Medicin eingeführt, er frug deshalb einen Collegen der Pharmakologie, welche Quantität man nehmen könne und derselbe antwortete: 10 Centigramm. Der Professor suchte noch weitere Informationen in medicinischen Journalen und Büchern und fand, dass man bei vielen Fällen eine viel größere Dosis gegeben hatte und gerade im

Darm war eine Gabe von $2^1/_2$ Gramm angewandt worden. Um es sehr vorsichtig zu machen, beschränkte er sich darauf, ein Gramm einzuspritzen und schritt dann zur Operation.

Nach einer halben Stunde stellten sich alle Symptome einer schweren Vergiftung ein und trotz aller nur möglichen Hilfe starb die Kranke in kurzem. Die Section ergab, dass die Ärmste einer Cocainvergiftung erlegen war und ferner, dass die diagnosticierte Krankheit gar nicht existiert hatte.

Dies alles machte einen so mächtigen Eindruck auf Kolomnine, dass er sich des großen Rufes, den er bis dahin genoss, nicht mehr für würdig hielt, ja überhaupt für unwürdig, noch weiter zu leben. Er kehrte nach Hause zurück und dort machte ein Revolverschuss einer glorreichen Existenz und einem dem Dienste der Wissenschaft gewidmeten Leben ein Ende.

Und die Ärzte in Cholerazeiten?

Wer entsinnt sich nicht der wilden Scenen, der Ärztemassacres, welche vor etlichen Jahren im asiatischen Russland stattfanden, und wer weiß nicht, dass auch in Europa zu Zeiten von Epidemien die Ärzte wie verdächtige Personen behandelt wurden?

Ich habe selbst als Arzt eine Cholera-Epidemie in Sicilien mitgemacht und alles mögliche gehört und gesehen, aber ich kann nicht behaupten, dass man über die Ärzte mehr geklagt hätte, als über andere und mir selbst ist nicht die kleinste Grobheit oder gar feindselige Handlung vorgekommen. Man brachte die Ärzte nur in die Kategorie der verdächtigen Personen, der „untori", zu welchen vor allem die Priester, dann die Regierungs- und Communalbeamten, die Ärzte und noch einige andere gehörten.

Sicher ist, dass in Sicilien, soviel ich weiß, sich nichts ähnliches zugetragen hat, wie in Spanien bei Valenca im Cholerajahr 1885. Es ist eine Episode, welche verdient, dass man die Erzählung, welche ein Correspondent der „Riforma Medica" darüber brachte, hier wiederholt.

„In Puebla-larga starb ein Mann an der Cholera. Die Verwandten des Verstorbenen, statt wie üblich diese Nachricht zu

verbreiten, verheimlichten sie. Geduldig erwarteten sie in einem Zimmer, vor jenem des Todten, den gewöhnlichen Besuch des Arztes. Auch als dieser kam, sagten sie nichts vom Tod seines Patienten. Mit einer Natürlichkeit, als ob gar nichts Neues im Hause vorgefallen sei, forderten sie ihn auf, einzutreten.

Ohne Misstrauen näherte sich der Arzt dem Bett des Kranken, aber welche Überraschung, denselben todt zu finden! — —

Er befand sich noch unter dem Eindrucke dieser Entdeckung und hatte noch nicht Zeit gefunden, seiner Verwunderung Ausdruck zu geben, als er sich auch schon von der Famile umringt sah, welche mit drohenden Mienen gegen ihn Stellung nahm.

„So, rief einer, wir bezahlen Euch und Ihr könnt unsere Kranken nicht retten?"

„Wir werden Euch auch bezahlen, bevor Ihr Eure mörderischen Werke fortsetzt, sagte ein Anderer; dies ist der dritte, welchen Ihr in acht Tagen umgebracht habt. Canaille! Elender!"

Und Männer und Frauen schrien auf ihn ein und hielten die geballten Fäuste dem Doctor unter die Nase, welcher vergeblich versuchte, ihnen ein wenig Vernunft beizubringen. Der Lärm wurde nur ärger und die Aufregung dieser Besessenen stieg immer mehr.

Plötzlich ergriff die Frau des Todten die verschiedenen Arzneien, welche derselbe noch nicht aufgebraucht hatte, seine Salben und Pillen, welche sie am Kamin und den Möbeln fand:

„Nimm, Brigant! so werde ich mich rächen, wenigstens wird nicht alles verloren sein!"

Und während einer den Arzt mit den Armen umfasste, riss ihm ein anderer den Mund auf und das Weib goss ihm mit Gewalt den Inhalt der Flaschen und Schachteln hinein.

Der Arme schlug aus Leibeskräften um sich, während sich seiner Kehle ab und zu unarticulierte Laute entrangen.

„Halt ihn! Halt ihn noch!"

Und die Megäre presste ihm alles hinein, was sie in allen Winkeln des Zimmers finden konnte.

Diese schreckliche Scene dauerte wohl zwanzig Minuten, ohne dass ein Schimmer von Vernunft im Gehirn eines dieser Wilden aufgedämmert wäre.

Eine Stunde später war der Doctor eine Leiche.

Als man seinem Vater die fürchterliche Nachricht brachte, auf welche Weise sein Sohn, als Opfer seiner Pflicht, sein Leben lassen musste, legte er sich zu Bett, um nach zwei Tagen seinem Schmerz zu erliegen."

Dessenungeachtet zeigen sich in allen Epidemien die Ärzte auf der Höhe ihrer Mission, aber wer rechnet damit? Wer spricht davon, wie muthig die That eines Arztes sei, welcher, vollkommen frei, zu bleiben oder zu gehen, wohin es ihm gefällt, sich sogleich an den Ort begibt, wo eine Epidemie zum Ausbruch kam, wo die Gefahr am größten, die Hilfe am dringendsten nöthig ist, welcher, um zu helfen, kein Ungemach, keine Gefahr und Mühe scheut? Es ist überflüssig, über die Freiheit des Arztes Worte zu verlieren. Jene, welche sich in freier Praxis befinden, welche weder durch den Bezirksdienst, noch jenem an einem Hospital gebunden sind, können doch bleiben oder gehen, wo es ihnen am bequemsten ist, und die Drohungen, welche in der letzten Cholera-Epidemie die Regierung gegen einige Ärzte veröffentlichte, die, frei über sich selbst zu verfügen, die Orte, wo die Epidemie herrschte, verlassen hatten, hat mehr die Leichtfertigkeit der Regierung, als jene der betreffenden Ärzte demonstriert. Über die Berechtigung eines öffentlichen Vorwurfes gegen solche Ärzte, die auch von der allgemeinen Panik ergriffen werden, läßst sich streiten, denn das gute Publicum, das immer gleich bereit ist, zu urteilen und zu tadeln, müßste bedenken, dass es eben nicht nur den einzigen „Don Abbondio" gibt, welchen die Furcht so verwirrt, dass er jede Schicklichkeit, Rücksicht und moralische Pflicht vergißst und nur an seine eigene theure Person denkt; das sind immer Fragen des Temperaments und wenn man einem Messerhelden momentane Unzurechnungsfähigkeit als mildernden Umstand zuspricht, weshalb läßst man diese Entschuldigung nicht auch für jene gelten, welche die Furcht sinnlos macht?

Doch den Vorwurf immerhin jenem Arzt, welcher die Gefahr flieht; aber jenem, welcher ihr entgegentritt, was bleibt ihm? Eine lächerliche Medaille, wenn er am Leben bleibt, und wenn er stirbt — nichts! Denn in solchen Zeiten werden nicht einmal Leichenreden gehalten, welche seine Verdienste preisen könnten, und hinterlässt er Frau und Kinder, — niemand erinnert sich dieser, wenn sie kein Brot haben.

---

4. Capitel.

Clienten.

Man fragt den Arzt — Spiritistische Ohrfeigen. — Weiber, Weiber! — Gebrochene Beziehungen. — Nächtliche Ruhe. — Genf und Catania.

Es gibt Personen, welche in Krankheitsfällen so furchtsam sind und deshalb alle Anordnungen des Arztes so genau befolgen, dass sie es fast machen, wie jener Diabetiker, von dem man sich erzählt, er habe, als er im Sterben lag, sich dem Priester gegenüber geweigert, das Abendmahl zu empfangen, mit der Begründung, dass der Arzt ihm den Genuss von Mehlspeisen verboten habe. Im Gegensatz zu solch übertrieben gewissenhaften Patienten gibt es aber auch andere, die zwar beim kleinsten Unwohlsein den Arzt rufen lassen, aber keine seiner Verordnungen im geringsten beachten. Man findet Clienten, welche die sonderbarsten Anforderungen an den Arzt stellen, und andere, die sich beinahe vor ihm entschuldigen, dass er sie zu Bett findet. Es gibt Kranke, welche sofort geheilt sein wollen, weil sie keine Zeit zu verlieren haben, und wieder andere, die denken wie Leopardi:

»Il vivere è sventura
grazia il morir,« *)

und weder den Arzt sehen, noch Medicin nehmen wollen.

Mit einem Wort, die Clienten des Arztes setzen sich aus solch verschiedenen Elementen zusammen, dass man sagen kann, es sei ein Mosaik aller Temperamente, aller Naturen, aller moralischen Eigenschaften, aller Bildungs- und Gesellschaftsclassen, viel veränder-

*) Das Leben ist Unglück, Glück der Tod.

licher, vielgestaltiger, kurz ganz verschieden von den Clienten anderer Arten.

Wenn man z. B. einem Advocaten seine Angelegenheiten übergibt, wird man ihm fast stets blindlings vertrauen, ohne Versuche, ihm etwas einzureden oder ihn zu lenken, geschieht es dennoch, dann gewiss nur in schüchterner, furchtsamer Weise, immer bereit, den Rückweg anzutreten, sobald einem ein unbekannter Gesetzesparagraph entgegengehalten wird.

Wer dagegen den Arzt consultiert, hat sich fast immer schon eine eigene Diagnostik und eine entsprechende Behandlung zurechtgelegt; stellt nun der Doctor dieselbe Diagnose, so findet er, dass es eigentlich ganz unnöthig war, zum Arzt zu gehen; ist aber die Diagnose eine andere, so wird der Kranke alles mögliche versuchen, um den Doctor auf den richtigen, d. h. „seinen“ Weg zu bringen. Den hysterischen Frauen gelingt dies manchmal.

Spricht man in einer Gesellschaft, in der sich auch ein Arzt befindet, über Dinge, die mit der Medicin zusammenhängen, so wird gewiss mancher seine Meinung als eine zweifellose Thatsache hinstellen, und nur zum Schluss noch aus purer Höflichkeit beifügen: aber wir können ja den Doctor fragen!

Wenn aber der auf solche Weise Hereingezogene findet, dass die betreffende Anschauung auf sehr schwachen Füßen stünde, so wird gewiss der Fragende energisch protestieren, er wird seine Behauptung mit allen möglichen Gründen zu stützen suchen, wird schließlich anführen, dass ja auch in der Medicin die Meinungen frei seien, übrigens habe er das, was er glaubt und behauptet, von einem ausgezeichneten Kliniker, einer wirklichen Berühmtheit von ehemals gehört, von einem Manne, bei dem auch die heutigen Ärzte noch in die Schule gehen könnten rc.

Der arme Arzt, der natürlich nicht gefragt wurde, um eine andere Meinung auszusprechen, sondern um jene des Fragenden zu bestätigen, darf schließlich von Glück sagen, dass man ihn nicht einen Esel nennt, was im Stillen auch wohl jeder Client thut, bei dem die eigene und die Diagnose des Arztes nicht übereinstimmen.

Ich habe schon im vorhergehenden Capitel gesagt, dass alle Welt gerne ein wenig den Arzt spielt und Recepte in den Taschen hat, nie aber zeigt sich die Wahrheit dieser Behauptung besser, als wenn ein Arzt eine langwierige Krankheit zu behandeln hat.

Wünscht der Arzt in diesem Falle eine ruhige und nutzbringende Behandlung, so muss er ein Mittel verordnen, welches, wie er sagt, eine hygienische Nothwendigkeit ist, denn nothwendig ist es zum Besten des Kranken. Er muss dem Kranken befehlen, möglichst wenig zu sprechen, und der Familie, das Krankenzimmer allen Besuchen zu verschließen. Man wird zwar auch auf diese Weise die männlichen und weiblichen Klatschbasen nicht ganz ausschließen können, aber ihr Zudrang wird doch bedeutend vermindert und dies ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil. Wenn der Verkehr ganz frei ist, kommen soviele Neugierige, die glauben, um ihren Besuchen eine Berechtigung zu geben, ein außerordentliches Interesse für den Kranken und alles, was mit ihm zusammenhängt, zeigen zu müssen; und dies Interesse bekunden sie zumeist durch Nergelei über das, was gemacht wurde, und durch Rathschläge, wie es besser zu machen sei.

Gerade in der Medicin herrscht dieser allgemeine Dilettantismus und gerade die Medicin ist jene Wissenschaft, in welcher es keinen Raum für Dilettanten gibt. Man kann ganz gut zu seinem und mancher Mitmenschen Vergnügen Dilettant in der Kunst, Musik oder Literatur sein, aber in der Medicin nicht. Entweder Arzt oder nichts.

Wer aber doch glaubt, etwas von Medicin zu verstehen, dem rathe ich, um eine richtige Vorstellung über sein eigenes Wissen zu bekommen, dies: er richte seine ganze Aufmerksamkeit auf ein Organ unseres Körpers und zwar auf eines der einfachsten und meist bekannten und studierten, z. B. die Nieren, und suche nun mit Hilfe der besten Bücher in die Structur derselben einzudringen, den Verschlingungen der kleinen Canälchen zu folgen und ihre Function zu verstehen. Ich habe eines der leichtesten Gebiete gewählt, trotzdem bin ich sicher, dass er nach einigen Versuchen entmuthigt ablieβe,

wie einer, der mit sechzig Jahren noch Sanskrit studieren oder als Erstlingstour den Mont Blanc besteigen wollte.

Und was würde wohl erst geschehen, wenn er versuchte, sich einen richtigen Begriff von der Entzündung oder dem Fieber zu machen, diesen beiden Bergen der medicinischen Wissenschaft, die selbst uns erschrecken und entmuthigen, die wir in und für die Wissenschaft leben?! Dann würde er vielleicht reuig an seine Brust schlagen und ausrufen: »hoc unum scio me nihil scire!«

Doch um den abgerissenen Faden meiner Rede wieder aufzunehmen, wollte ich sagen, dass, je größer die Zahl der Personen ist, die den Kranken umgeben, desto größer auch jener der Kritiker des Arztes und der Insinuation über die Verschlechterung der Krankheit; die einen machen den Vorschlag, noch einen Arzt dazu zu rufen, wie man einem schwerbeladenen Wagen noch ein Pferd vorspannt, wenn ein Berg kommt, die anderen rathen, ohne viel Umstände den Arzt zu wechseln, man wechselt ja auch während einer langen Reise die Pferde, wenn sie müde sind.

Man kann sich vorstellen, dass der arme Doctor im Kampf gegen diese Einflüsse unbekannter Herkunft sich ungefähr so vorkommt, wie jemand, der einer spiritistischen Sitzung beiwohnt und plötzlich Fußtritte und Ohrfeigen bekommt und nicht weiß, wem er sie zu danken hat. Den ersten Stich, der ihm zeigt, dass der Geist anwesend ist, empfängt er, wenn man ihn während eines seiner gewöhnlichen Besuche fragt: wie scheint es Ihnen heute? — mit einer gewissen Betonung, als hieße es: uns scheint es gar nicht gut zu gehen.

Später erhält er dann wohl eine Ohrfeige in der Form von: Aber wie kommt das, Doctor, dass es gar nicht besser wird? Dies will sagen, dass eine Nachbarin, welcher der Doctor auf die Nerven fällt, zur Frau des Kranken gesagt hat: „Wissen Sie, dass Ihr Mann mir gar nicht gefällt? er nimmt sichtlich ab, ich würde ohneweiters den Professor W. zu einem Consilium rufen.“

In der Folge, wenn der Arzt nicht den Scharfblick besitzt, gleichzeitig die Listen der Krankheit und jene der Freunde und

besonders Freundinnen zu beobachten, kommen dann die anderen Schläge in wunderbarem Crescendo.

Ich will hier nicht meinen jungen Collegen zeigen, wie sie diese Magelhaensstraße zu durchschiffen haben, wie sie bald dem Strom folgen, bald das Schiff erleichtern oder auch mit voller Dampfkraft, gegen Wind und Wellen kämpfen sollen, ich beschränke mich darauf, einen Ausspruch Schneiders anzuführen, welcher in wenige Worte alle Rathschläge zusammenfasst, die man geben kann, die aber auch wohl im praktischen Fall dem Gedächtnis entfliehen: „Man versuche nicht, die beunruhigten Gemüther gegen ihren Willen in Sicherheit zu wiegen, es scheint eine Rechtfertigung seiner selbst und wo kein Fehler gemacht wurde, ist es gut, alles zu unterlassen, was einer Rechtfertigung gleicht.“

Von mir selbst möchte ich noch etwas beifügen, wodurch wohl noch die Zahl der Ehrentitel vermehrt wird, die ich ob meiner Bewunderung des weiblichen Geschlechtes von demselben ernte; nämlich, dass in allen den Verlegenheiten, die dem Doctor begegnen, sein trügerischster Freund und sein gefährlichster Feind die — Frau ist.

Sie ist es, die den Arzt in das Haus führt und sie ist es, die ihn vertreibt. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, in neun von zehn Fällen sind es die Klatschen der Nachbarschaft und Verwandtschaft, welche die ersten Zweifel an seiner Methode erregen, es ist eine Freundin der Familie, die derselben die Idee eines Consiliums oder Wechsel des Arztes beibringt.

Und wenn der Arzt das Unglück hat, einen Patienten zu verlieren, und er, wie fast immer in diesem Fall, auf dem Scheiterhaufen des Verstorbenen geopfert wird, so hat er dies, sein hartes Schicksal, der Mutter oder Tochter, oder manchmal auch der Frau zu verdanken.

In diesen wie in vielen anderen Fällen, wechselt die Frau ihre Pietät für den einen in Härte für den andern, soviel Liebe sie für den Verstorbenen gehegt, so tief wird der Hass für den sein, welcher, wie sie glaubt, die Schuld an dem Verlust trägt.

Ich zweifle nicht, dass auch bei den grausamen Strafen, welche den Ärzten von Alexander dem Großen und von Caracalla auferlegt wurden und von welchen ich noch im 7. Capitel sprechen werde, die zarten Händchen einer Dame jener Zeit im Spiele waren.

Dass die Frau, im Hass sowohl als auch im gewöhnlichen Ärger, zäher und gründlicher ist als der Mann, erweist sich alle Tage. Angenommen, es stirbt ein Kranker, so wird oftmals der Arzt nicht mehr in diese Familie gerufen werden, aber während die Männer wenigstens den Schein der obligaten Höflichkeit zu wahren suchen, sind die Frauen fähig, wenn sie den Arzt, der in der Ruhe seines Gewissens glaubt, sie grüßen zu müssen, begegnen, entweder den Kopf auf die andere Seite zu drehen, oder aber ihn mit den Augen zu durchbohren. Wenn diese Messer wären . . . Gott erbarme sich seiner!

Ich habe es immer wenig vernünftig gefunden, wenn sich die Ärzte über die Untreue und Unbeständigkeit ihrer Clienten beklagen und ein großes Geschrei machen, wenn einer von diesen sich erlaubt zu zweifeln an den ärztlichen Fähigkeiten, die ihm selbst doch vor kurzem noch unanfechtbar feststanden.

Das respectable Publicum ist wie die Lottonummern, die sich in der sogenannten Urne befinden, durch die Rotation derselben kommen früher oder später alle an die Oberfläche; die jetzt am Grund sind, befinden sich später oben und umgekehrt. Jeder Arzt kann an seinen Clienten dies Spiel beobachten, er sieht die Oberfläche, seine gegenwärtigen Clienten und den Grund, wo sich seine ehemaligen und vielleicht auch einige zukünftige Clienten befinden.

Schwerlich wird ein Arzt seine Kleider sein Lebenlang bei dem gleichen Kaufmann kaufen und ebenso unwahrscheinlich ist es, dass der Kaufmann sich immer bei demselben Arzt die Rathschläge für die Gesundheit kauft. Es ist also eine Gegenseitigkeit, und keiner der beiden hätte Grund, sich deshalb zu beklagen, aber sie beklagen sich dennoch alle beide. Der Grund besteht in dem Wunsch, den

jeder in einem dunklen Winkelchen seines Herzens verborgen hat, so tief verborgen, dass er wohl selbst nicht an dessen Vorhandensein denkt. Der Modewarenhändler beklagt sich, wenn er einen Kunden verliert, weil der Wunsch in dem gewissen Winkelchen der ist, dass alle Leute, die Modewaren kaufen, zu ihm laufen sollen; derselbe Wunsch beherrscht den Arzt, der es ganz natürlich findet, wenn er sich einen neuen Clienten erwirbt, aber sehr schmerzhaft, einen alten zu verlieren.

Der Bruch der guten Beziehungen zwischen Arzt und Clienten kann sowohl von dem einen, als von dem andern ausgehen, aber ohne Zweifel besteht meistens der Fall, dass der Patient den Arzt verläſst.

Die Ursachen dieses Bruches sind so verschieden, oft ernst, oftmals lächerlich, manchmal unbegreiflich, kurz so vielfach, dass man, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, ein Buch darüber schreiben könnte.

Ohne diese Drohung wahr zu machen, will ich versuchen, ein paar Fälle, die schönsten Fälle, wie wir sagen, hier zu skizzieren, nichts weiter.

Der erste Fall: der Doctor, welcher den Kranken verläſst.

Der Dr. X., ein hochgeachteter Arzt der Stadt, wird gerufen, um einen vom Fieber befallenen Jungen zu behandeln. Am dritten Tage kann er sagen, dass es sich um ein typhöses Fieber handelt, welches regulär verläuft und dass zur Zeit keine Complication zu befürchten steht. Am Abend desselben Tages kann er nur seinen Ausspruch vom Morgen wiederholen, hat aber noch nicht geendet, als ein Familienglied dazwischen fragt:

Also der Fall ist schwer?

Nicht schwer, nicht leicht, antwortet der Arzt, es ist Typhus, und wie dieser . . . .

Oh, ich fragte dies — bemerkt der andere — weil die Mutter so geängstigt war und wir deshalb den Dr. Y. zum Consilium für morgen früh gerufen haben, er wird um 7 Uhr hier sein.

Der Dr. X. fühlt, wie ihm die Flammen ins Gesicht schlagen, jene Flammen, die alle kennen, die in ihrer Eigenliebe oder Selbst-

achtung oder ihrer Würde gekränkt wurden, aber er beherrscht sich und sagt nur: Es ist gut.

Zu Hause schreibt er ein Billet, in welchem er, ohne sein Gleichgewicht zu verlieren, dem Haupt der Familie bekanntgibt, dass 1. das Consilium gut ist, wenn der Arzt es für nöthig hält, 2. dass, wenn die Initiative dazu von der Familie ausgeht, die Regeln der einfachsten Höflichkeit verlangen, dass man den behandelnden Arzt fragt, ob er damit einverstanden sei und, im bejahenden Fall, ihm die Wahl des Consiliarius überläfst. Er schließt mit der Bemerkung, dass er dem Consilium nicht beiwohnen werde, überhaupt auf die Ehre verzichten müsse, den Kranken weiter zu behandeln.

Die Familie aber wird an ihrem bisherigen Benehmen festhaltend dem Dr. Y. keine Mittheilung von der veränderten Sachlage machen und ihm das Ganze erst erzählen, wenn er sich zu dem Consilium einfindet und dort die Abwesenheit des Ordinarius bemerkt. Der Consiliarius wird nun — ja, hier gibt es verschiedene Fälle. Es kann sein, dass der betreffende Arzt die 25 Lire höher schätzt als seine und seines Collegen Würde und es nicht verschmäht, den Kranken zu behandeln, aber gewöhnlich, d. h. wenn die Familie es nicht überhaupt vorzieht, ihm den wahren Grund der Abwesenheit des Ordinarius zu verschweigen und ihm irgendetwas anderes vorzuspiegeln, wird er wohl dem Haus den Rücken kehren und die Familie muss sich einen Arzt suchen, welcher intellectuell und moralisch auf einer etwas niedereren Stufe steht, als die beiden ersten.

Diese vom Arzt den Clienten ertheilten Lectionen sind allerdings ziemlich selten, weil die Personen, welche dem sie behandelnden Arzt so wenig Rücksicht beweisen, gottlob auch selten sind, noch seltener freilich die Ärzte, welche nicht wie Heloten sich solch ähnlichen und noch schlimmeren Demüthigungen unterziehen, in dem Wunsch, dem Kranken zu helfen.

Häufiger ist das Entgegengesetzte der Fall, so häufig, dass es schwer ist, unter den Tausenden von Fällen einen zu wählen, um

ihn als Exempel anzuführen. Nun ich bringe einen, der, obwohl so sehr unwahrscheinlich aussehend, doch nicht ermangelt, wahr zu sein.

Es gibt Clienten, welche den Arzt aus — Dankbarkeit verlassen. Dasselbe Gefühl, welches bei andern die Ursache zur größeren Anhänglichkeit und Zuneigung ist, gibt bei ihnen den Anstoß zur Trennung. Dies scheint ein grober Widerspruch, aber dennoch ist es Thatsache, eine Thatsache, die ich nicht zu erklären suche, denn dazu bedürfte es eines langen analytischen Seelenstudiums à la Bourget jener Personen, bei welchen man dergleichen beobachten kann. Es scheint wirklich Leute zu geben, die von Mutter Natur so unglücklich veranlagt sind, dass die Dankbarkeit bei ihnen ganz neue und ungewöhnliche Erscheinungen auswechselt. Sie sind wohl fähig, Dankbarkeit zu empfinden, aber wenn dieselbe zu groß wird, beschwert sie ihnen das Gemüth, wie ein anderer einen schweren Druck im Magen fühlt, wenn er einen großen Teller Maccaroni mit Tomaten verzehrt hat. Eine solche Person wurde vielleicht durch den Dr. Z. geheilt und sie wird ihm dafür sehr dankbar sein und aufrichtig bedauern, diese Dankbarkeit nicht auch genügend zum Ausdruck bringen zu können. Nach einiger Zeit erkrankt nun ein Kind am Scharlach und unter der Behandlung des gleichen Arztes wird auch dieses geheilt; die Dankbarkeit verdoppelt sich, aber zugleich zeigen sich auch die ersten Symptome einer gewissen Belästigung, kommt nun noch ein dritter ähnlicher Fall, dann wird die Dankbarkeit so groß und drückend, dass man beim viertenmale . . . . einen anderen Arzt ruft.

Ich constatiere das Factum und ohne eine erschöpfende Erklärung zu versuchen, beschränke ich mich darauf, eine Magenschwäche mit dieser Schwäche des menschlichen Gemüthes zu vergleichen, welches nicht imstande ist, die Dankbarkeit zu fassen und zu verdauen. Diese Schwäche ist folglich ein pathologisches Phänomen, sie ist Ausnahme, nicht Regel.

Die Regel ist dagegen, dass eine gut gelungene Behandlung die Achtung und das Vertrauen zu dem Arzt erhöht; das Vertrauen wird jedoch nicht wachsen nach einer Reihe unglücklicher Curen,

wenn man auch erkennt, daſs der schlechte Ausgang nicht die Schuld des Arztes ist; doch ist man auch in mancher Familie so vernünftig, daſs man dem Arzt, welchen man einmal als Hausarzt gewählt hat, stets dasselbe Vertrauen entgegenbringt, auch wenn unter seinen Händen die halbe Familie hinsterben sollte.

Wenn der junge Arzt, nachdem er die Universität verlassen, erfüllt von Illusionen, Glauben und Enthusiasmus in die Heimat zurückkehrt, um sich dort niederzulassen, bereiten alle ihm große Feste, aber niemand kommt, ihn zu rufen. Sie miſstrauen noch — und sie haben nicht immer unrecht — seiner allzufrischen Wissenschaft, seinen allzu modernen Theorien und jeder wartet, bis er die erste Probe seines Könnens an — einem anderen abgelegt habe.

Doch wenn auch die Kranken am hellen Tag, wo man es am bequemsten hat, den Arzt zu holen, den man wünscht und wo das Licht Gemüthsruhe und Muth einflößt, den „Neuen" in Ruhe lassen, so ändert sich die Sache in der Nacht.

Es ist noch nicht viel Zeit vergangen, daſs der junge Arzt im Orte ist, als in einer herrlichen Sommernacht, da der Mond wie eine silberne Scheibe am Himmel steht, an der Hausthüre geklopft wird; die Magd öffnet, ein Mann stürzt die Treppe empor, und — da unser Doctor noch ledig ist, direct in dessen Zimmer:

„Doctor, kommen Sie schnell, um Himmelswillen, mein Bruder, welcher hier ‚in der Nähe' wohnt, liegt im Sterben, er erstickt."

Der Arzt läßt sich dies nicht zweimal sagen, er schüttelt den tiefen Schlaf seiner 25 Jahre von seinen Lidern, kleidet sich rasch an und geht weg.

Hochathmend im Hause des gefährdeten Bruders angekommen, — dasselbe liegt ein paar Kilometer von seiner Wohnung! — trifft er im Vorzimmer auf zwei andere Ärzte, welche eben im Begriff sind, wegzugehen, mit Gesichtern, die sich aus der gewöhnlichen Façon sehr in die Länge gezogen haben, und ein Verwandter des Kranken tritt zu ihm und sagt: „Entschuldigen Sie, daſs wir Sie gestört haben, aber es ist alles vergangen, der Kranke schläft."

Das Ganze war ein Asthmaanfall, fünf Minuten länger als gewöhnlich, die Verwandten ergriff ein panischer Schrecken und sie stürzten nach allen Richtungen auseinander, um Ärzte zu suchen, die dann den Sterbenden im ruhigsten, besten Schlaf fanden.

Nach acht Tagen folgt ein anderer nächtlicher Ruf, ein Sohn für seinen Vater. Diesmal, sagt der Arzt zu sich selbst, hoffe ich doch ein wenig nützen zu können. Er steht auf und eilt weg. Er findet den Kranken auf dem Bette sitzend und stellt eifrig die üblichen Fragen. Der Patient, der ganz seelenruhig drein sieht, antwortet nicht, sondern bedeutet ihm durch eine Handbewegung, sich zu setzen und zu gedulden. Der Arzt setzt sich, der Kranke beginnt nach einigem Räuspern ganz gemüthlich: „Vor fünfzehn Jahren ..." und nun folgt eine lange und unzusammenhängende Geschichte, seiner vergangenen Krankheiten, bis endlich der Arzt ungeduldig dazwischen fragt: Aber, um zum Schluss zu kommen, was fühlen Sie denn jetzt?"

„Oh jetzt, es ist nichts, mein Sohn war geängstigt und gieng einen Arzt zu rufen, aber ich habe gesagt, dass es nicht nöthig wäre, es sind dieselben Schmerzen, wie seit fünfzehn Jahren, nichts besonderes, wie ich Ihnen sage!"

Ein Monat ist vergangen, da wird er wieder nachts gerufen.

Unser Doctor, welcher jetzt schon Erfahrung hat in diesen Dingen, informiert sich nun erst über den Fall, ohne das Bett zu verlassen. Es ist ein vom Arzt aufgegebener Lungenschwindsüchtiger, der diese Nacht heftiges Blutspeien bekam. Der Doctor, wissend, dass seine Anwesenheit absolut nutzlos ist und dass er ganz gut seine Ordination hier geben kann, sagt dem Verwandten, machet dies und jenes, Eis, Ergotin ꝛc. ꝛc. Und er bewegt sich nicht. Zu sich selbst sagt er: diesmal gehe ich nicht in die Falle.

Aber in der Nacht stirbt der Kranke und nach zwei Tagen steht in der Chronik des Localblattes: „Inhumanität! Wir begreifen nicht, was manche Ärzte sich für eine Idee von ihrem heiligen Beruf gebildet haben, jene, die nicht zufrieden sind, das Volk um hohe Honorare zu berauben .... ꝛc. ꝛc. Da sollten denn

doch die Behörden energisch einschreiten und erzwingen, dass ein Arzt ... &c. &c." Folgt die natürlich etwas entstellte Erzählung unseres Falles und die Bemerkung, dass dieser sogenannte Arzt, dessen Namen man nicht nennen wolle, eher einem Menschenfresser oder Heliogabalus zu vergleichen sei, da er seiner Bequemlichkeit willen Menschenleben opfert; dass er ein Esel sei, habe man ja schon früher gewusst. Natürlich weiß die ganze Gegend, von der Pfarrersköchin bis zum Brigadier der Carabinieri, wer der Doctor ist, dem die Gazetta zwei Spalten gewidmet hat, umsomehr, als die von der Gazetta bekämpfte Partei den Doctor als Candidaten für den Gemeinderath aufgestellt hat.

Obwohl seine Wahl gesichert ist und der Doctor die Gazetta — (am Vorabend der Wahl schrieb sie noch: „Wähler, erinnert euch der Nacht des 17. Februar!") auslacht, bereut er doch, damals nicht gegangen zu sein und nimmt sich fest vor, in ähnlichen Fällen nicht mehr so zu handeln.

Er hat nicht lang auf den nächsten Fall zu warten. Der Freund eines Kranken ist gegangen, den Hausarzt zu rufen, dieser hatte Fieber, er suchte einen anderen, welcher an Kopfschmerzen litt und kam endlich zu unserem neugebackenen Gemeinderath. Dieser geht getreu seinem Vorsatz und findet einen armen Familienvater, von Magenkrämpfen und solch hartnäckigem Erbrechen befallen, dass alle Anwesenden in die größte Bestürzung versetzt sind. Der Arzt schreibt ein Recept, erklärt auf das genaueste die Anwendung der Arznei, beruhigt die Familie und geht weg.

All dies kurz nach Mitternacht.

Am Morgen stellt sich der Freund des Kranken wieder ein.

„Wie geht's?" fragt der Doctor eifrig.

„Immer dasselbe", antwortet der andere niedergeschlagen.

„Aber er hat noch nicht die ganze Arznei genommen?"

„Um die Wahrheit zu sagen, er hat noch nicht angefangen damit, seine Frau fürchtete erst, es möchte schlimmer davon werden und später wussten wir nicht mehr, wie es zu geben sei und deshalb bin ich hergekommen! — — —

Ein anderesmal kommt ein Vater, derselbe hat die Temperatur seines Kindes gemessen und, um besser sehen zu können, gedankenlos das Thermometer an das Licht gehalten, wobei er dann die enorme Höhe von 47° fand.

Noch ein anderesmal ruft man ihn zu einer hysterischen Frau, welche Krämpfe bekommen hat und die ganze Behandlung besteht darin, dass er dem Mann versichern kann, zur Zeit hätte er noch keine Aussicht, Witwer zu werden.

Um zum Ende zu kommen, schon nach wenigen Jahren besteht die Summe der nächtlichen Erfahrungen unseres Helden, nachdem von derselben eine gewisse Quantität Illusionen, Enthusiasmus und Menschenliebe in Abzug gebracht wurde, darin, dass 1. im größten Theil aller Fälle die Veranlassung der nächtlichen Rufe in der Bestürzung und Rathlosigkeit der Angehörigen zu suchen ist, aber dass sie an sich selbst nichts Schweres haben; die Angst der Familie ist die einzige Berechtigung für diese Rufe und Beruhigung das einzige Recept des Arztes. 2. In wirklich ernsten Fällen, wie Aneurysmabruch oder Herzparalyse kommt der Arzt doch zu spät und wenn er auch im gleichen Hause wie der Kranke wohnen sollte. 3. Nur in sehr wenigen, plötzlich eintretenden Fällen hat die schnellere oder verzögerte ärztliche Hilfe Einfluss auf Leben oder Tod; wie oft in chirurgischen und fast stets in obstetricischen Fällen.

Die Statistik hat schon bewiesen, dass die Ärzte, die armen Menschen, zu jenen gehören, welche die kürzeste Lebensdauer aufweisen, welches Resultat würde die Statistik aber erst zutage fördern, wenn die Ärzte jedem Verlangen, jeder Caprice der Clienten nachgeben wollten, besonders in Ländern, deren Bewohner sich eines leichterregbaren Temperaments erfreuen!? Wer unter solchen Bedingungen Arzt sein wollte, müsste über einen ganz außergewöhnlichen Charakter verfügen, einen Charakter, wie die Christen zu Neros Zeiten, aber man muss bedenken, dass nicht alle, die sich ihren leidenden Mitmenschen widmen, deshalb auch den Beruf des Märtyrers oder Helden in sich fühlen.

Zwischen jenen guten Leuten, die um der geringfügigsten Sachen willen vollständig die Geistesgegenwart verlieren und die, sei es Tag oder Nacht, Regen oder Sturm, verlangen, dass sofort der Arzt komme und jenen Ärzten, die sich nicht anders als zur festgesetzten Stunde aus dem Haus bewegen wollen, liegt, wie immer, das Vernünftige und Rechte in der Mitte, die Clienten sollten nicht unnöthigen Alarm schlagen und die Ärzte sollten wissen, wann ihre Hilfe nöthig oder doch wenigstens nützlich sein kann.

Oftmals ist diese Frage eine solche des Temperamentes. Diese Wahrheit wusste ich längst, hatte aber nie so eine klare Demonstration davon erhalten, als eines Tages in Genf. Mir diese schöne Stadt besehend, bemerkte ich, dass viele, vielleicht alle Ärzte an der Hausthüre eine »sonnette de nuit« hatten und äußerte meine Verwunderung darüber einem Freund, welcher mir erklärte, dass niemand den Arzt hole, außer in wirklich ernsten Fällen und dass deshalb kein Arzt sich weigere, dem nächtlichen Rufe Folge zu leisten. Mein in unserer Gesellschaft befindlicher Neffe, Arzt in einer sizilianischen Stadt, lachte herzlich, als ihn der Genfer Freund fragte, ob nicht auch dort dieser Usus sei. „Oh, lieber Freund," antwortete er, „wenn bei uns die Ärzte jedem Rufe folgen wollten, müssten sie jede Nacht einigemale aufstehen, so gerne machen bei uns die Clienten Alarm. Aber da sie ihre Pappenheimer kennen, weil auch sie dasselbe Temperament und jene schreckliche Furcht vor den Krankheiten haben, die Daudet in seinem »Tartarin de Tarascon« so gut beschrieben hat, so hüten sie sich wohl, des Nachts aus dem Hause zu gehen, es sei denn in ganz außergewöhnlichen Fällen, oder in den ersten Jahren ihrer Praxis."

Auf diese Weise haben am Ende alle Recht, die Kranken, welche behaupten, keine Hilfe bei Nacht zu bekommen und die Ärzte, welche nach einer Reihe Mystificationen immer kühler werden, bis ihr anfänglicher Enthusiasmus unter dem Nullgrad angelangt ist.

---

5. Capitel.

Consilien.

Eine eigenthümliche Idee. — Was den Frauen und den Ärzten nicht gefällt. — Ein Consilium mit mehreren Ärzten. — Magister dixit.

Wenn ich einen Arzt auf der Straße gehen sehe, kann ich meine Sinne nicht von einer merkwürdigen Idee befreien. Es scheint mir, dass er nicht frei in der reinen klaren Luft stehe, wie all die anderen Sterblichen, sondern von einer speciellen, dunklen, nebelhaften Atmosphäre umgeben sei, in welcher er nur mit Anstrengung athmen kann, eine Atmosphäre, die sich mit ihm bewegt, ohne ihn je zu verlassen, die geht, wo er geht und eintritt, wo er eintritt, von welcher er den Kernpunkt bildet und die er nie, auch wenn er wollte, verlassen kann. Wenn der Vergleich nicht zu übertrieben wäre, möchte ich den Eindruck mit jenem vergleichen, den eine Stadt, gegen Abend, von der Höhe eines Berges gesehen, macht, in der schweren, drückenden Luft, wenn der Dampf der nassen Straßen und der Rauch der Kamine sie einhüllt und alles zu ersticken scheint. Wir fragen uns dann wohl, wie können die Leute unter jener Bleidecke athmen? Und so frage ich mich, wenn ich einen Arzt sehe, wie kann er leben in jener erstickenden Wolke, die ihn umgibt? In dieser Wolke, die sich zusammensetzt aus dem Staub aller Verleumdungen, aller Listen und aller Missgunst der Collegen, aller Beschuldigungen, Thorheiten und Undankbarkeiten jenes Publicums, für welches er arbeitet und in dessen Mitte er sein Leben verbringt, und die er durch jeden Versuch, sich zu vertheidigen und sich davon zu befreien nur noch mehr verdunkelt, wie der Tintenfisch, der zu seiner

Vertheidigung das ihn umgebende Wasser verdunkelt. Daher kann man auch das eigentliche Wesen so manchen Arztes kaum erkennen in seiner Wolke; andere scheinen etwas klarer, keiner jedoch erscheint in durchsichtiger Klarheit. Es gibt keinen noch so ehrenhaften, kenntnisreichen und aufmerksamen Arzt, dem nicht einige hundertmale fahrlässige Tödtung zugeschrieben, dem nicht der Vorwurf der Ignoranz oder Dünkelhaftigkeit gemacht und der nicht einigemale, wenigstens mit einem Körnchen von Verleumdung von einem seiner Lehrer, Schüler oder intimen Freunde verrathen wurde, wie es auch keinen Arzt gibt, welcher, wenn auch vielleicht ganz unabsichtlich, sich nie ein wenig Reclame gemacht und nie ein wenig geheuchelt hat; keinen, der nicht von einem giftigen Pfeil in der weniger noblen Seite seines Gemüthes getroffen, darauf reagiert und auch einige Pfeile an die Adresse jenes Collegen gesandt hätte; es sind stumpfe und vielleicht vorher sogar sterilisierte Pfeile gewesen, aber doch immerhin Pfeile.

Es ist ein zu allen Zeiten und an allen Orten und Gelegenheiten constatiertes Factum, dass sich die Ärzte untereinander beißen und kneifen und zerfleischen, wie eifersüchtige Hunde, aber den Hass, die Rivalität und die Schmähungen von einstmals und jene von heute vergleichend, muss man gestehen, dass die Sitten sich auch zwischen uns gebessert haben. Alle Vorgänge vollziehen sich heute wenigstens unter dem Schein der guten Formen, wie es sich für wohlerzogene Leute schickt, und es ist wohl selten der Fall, dass der plötzliche Ausbruch einer groben Beschimpfung die rohen Gebräuche des Dorfes bloßlegt, in welchem der Professor W., der Schrecken der Candidaten, Kranken und Krankenpfleger, geboren ist.

Man sagt, dass nichts einer Frau größeres Missvergnügen macht, als das Lob einer anderen hören zu müssen, ganz dasselbe kann man von den Ärzten sagen. Wenn du dir die Gunst eines Arztes erringen willst, darfst du es nicht wagen, eine Lobrede auf einen Collegen in derselben Stadt zu halten, dies würde ihn unfehlbar in einer Weise gegen dich einnehmen, dass es sich nicht

wieder gut machen ließe. Aber glaube nur ja nicht, mit der entgegengesetzten Taktik einen besseren Erfolg zu erzielen, indem du schlecht von den anderen Ärzten sprichst. Dein Arzt wird, wenigstens wenn er nicht jedes Gefühl für die Würde seines Standes verloren hat, deine Rede sehr unrecht finden, und während er denkt: »hodie tibi, cras mihi« fühlt er den Corpsgeist in sich erwachen und weist deine Angriffe resolut zurück. Wehe, wenn du es wagst, vor einem Arzt die Corporation anzugreifen, welcher er angehört; unter sich werden sie alles erledigen, wie es ihnen gutdünkt und gefällt, ein Fernstehender aber darf sich nicht mit ihren Angelegenheiten befassen.

Man braucht nicht gerade tief einzudringen, um zu finden, dass die Ursache dieser ärztlichen Dissidien in der gewöhnlichen Berufseifersucht zu suchen ist. In der That, wo die Ärzte derselben Stadt in Ärzte und Chirurgen getheilt sind, werden die ersten sich gegenseitig hassen und die zweiten werden es ebenso machen, aber die schlimmen Gefühle werden nicht die Grenzen der einzelnen Specialitäten überschreiten; auch wird kein Arzt einer Stadt gegen jenen in einer anderen einen Groll hegen; jenseits der Mauer herrscht eitel Liebe, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Ist es nöthig, bei den Ausnahmen, die man findet, darauf hinzuweisen, dass dieselben auch hier nur die Regel bestätigen? Zwei Universitätsfreunde, durch die engste, intimste Freundschaft verbunden, können ganz gut diese Freundschaft bewahren, auch wenn sie auf demselben Terrain den traurigen Kampf ums Dasein zu kämpfen haben. Die Freundschaft wird vielleicht ein wenig lauer, vielleicht gibts auch einige kleine Eifersüchteleien, aber schwerlich wird die Liebe in Antipathie umschlagen und noch weniger wird sie der Verleumdung Raum geben.

Ähnlich liegt das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, obwohl hier nicht alles so glatt abgeht wie im ersten Fall. Der Professor sieht Hunderte von jungen Leuten seine Schule verlassen und sich um ihn in der Stadt oder der Gegend zerstreuen, einige muthigere auch in ferne Länder entfliehen, er umfasst sie alle mit

gleicher Liebe, die aber an Tiefe verliert, was sie an Ausdehnung gewinnt. Doch gibts unter dieser Menge wohl einen, den der Professor wegen seiner besonderen Tüchtigkeit oder wegen der Sympathie, die er ihm einflößt, zu sich ruft, zu seinem Mitarbeiter macht, ihn zu den ersten wissenschaftlichen Versuchen ermuthigt, ihn lenkt bei den ersten Arbeiten und ihn führt und leitet auf dem schwierigen Pfad des Berufes.

Aber leider ist des Menschen Wille ein gar veränderlich Ding und derselbe Lehrer, der seinerzeit sich seines Jüngers freute und ihn antrieb, lenkte und half bei den ersten Schritten, wünscht, dass dieser an einem gewissen Punkt haltmache, dass er immer unter seiner Vormundschaft bleibe, dass er alle wissenschaftliche Thätigkeit fortwährend der Erklärung und Ausarbeitung der Arbeiten des Lehrers widme. Und wenn er dann bemerkt, dass der Schüler anfängt eigene Ideen zu haben und sich allein zu bewegen, und dass die Welt anfängt den Namen desselben getrennt von jenem des Meisters zu nennen, erwacht eine neue Empfindung in seinem Gemüth, eine schmerzliche Empfindung, eine Belästigung, für welche er selbst keinen Grund finden kann, wie jene ungefähr, die uns ein unsichtbares Haar im Winkel des Auges bereitet und der berühmte Lehrer schämt sich, es sich selbst zu gestehen, wenn er entdeckt, dass das unsichtbare Haar sein vor wenigen Jahren so geliebter Schüler ist.

Nicht weniger peinlich ist dann auch die Stellung des Schülers. Er, der eine hohe Achtung für seinen Lehrer fühlte, der wie heiliges Feuer die Flamme bewacht hat, die sich so schwer im menschlichen Herzen lebendig halten läßt, die Flamme der Dankbarkeit, fühlt nun eine undefinierbare Bitterkeit, wenn er sieht, dass sich die Zuneigung in Abneigung, die Freundlichkeit in Kälte verwandelt. Das Resultat dieses Kampfes, der sich in seinem Gemüth zwischen Dankbarkeit und beginnender Enttäuschung vollzieht, wird je nach dem Charakter des Menschen verschieden sein. Der eine wird seinen Cultus unverändert fortführen, der andere wird zufrieden sein, Gelegenheit und Anlass zu haben, einer Bevor-

mundung zu entgehen, die ihm vielleicht schon so lästig war wie den Heuchlern in Dantes Hölle ihre Bleikappe; zwischen diesen und jenen gibt es aber auch schwächere Charaktere, welche in dem inneren Conflict zwischen Dankbarkeit und Unwillen, zwischen der ehemaligen Zuneigung und jetzigen Abstoßung nicht widerstehen können, die, den Lehrer verlassend, nicht stark genug sind, rücksichtslos ihren eigenen Weg zu gehen; sie können nicht treu bleiben, aber sie wollen auch nicht undankbar sein oder scheinen.

Vor etlichen Jahren tödtete sich ein junger, schon berühmter Chirurg am Vorabend der Sitzung des ärztlichen Congresses, auf welchem er einen Vortrag halten sollte; man sagte damals und vielleicht mit Recht, der Grund dieses plötzlichen Entschlusses sei in einem dieser inneren Kämpfe zu suchen gewesen, die wie man sieht, nicht immer unblutig verlaufen.

Und wenn schon solch tragisches Ende eine Ausnahme in den ohnehin nicht so häufigen Fällen der Zwietracht zwischen Meister und Jünger bildet, so glaube ich, dass derartiges in den außerordentlich häufigen Streiten zwischen den Ärzten, welche keine anderen Beziehungen miteinander haben, als jene der wechselseitigen Verachtung, überhaupt nie vorkommt.

Jeder Arzt, welcher den professionellen Kampfplatz betritt, wird so vorgehen wie es ihm sein Charakter, seine Neigungen, seine Erziehung rathen, ohne sich besonders durch die Rücksicht auf das Publicum oder die Collegen leiten zu lassen. Es gibt welche, die es bald begreifen, dass ihr Beruf eine gute Gelegenheit für andere ist, ihren Bosheiten freien Lauf zu lassen und die auf dem Wege der Pflicht vorwärts gehen, ohne sich viel darum zu kümmern, was andere von ihnen denken oder sagen. Andere jedoch sind so reizbar und zornmüthig wie ein Stier in der Arena und bei jedem anonymen Banderilla, das ihnen in den Hals gesteckt wird, machen sie desperate Sprünge und verbrauchen so ihre Kräfte in unnützer Vertheidigung. Wieder andere sind die Schlauen, die aus allem Capital schlagen, die sich auch diese Angriffe nutzbar machen und bei jedem leichten Stich, den sie empfinden oder

zu empfinden glauben, ein großes Geschrei machen, nur um von möglichst vielen gehört zu werden; die auf jedes Wort, das, man weiß nicht wem, vielleicht niemandem, entflohen ist, mit einem Zeitungsartikel, auf jeden Artikel mit einer Broschüre antworten und die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, um der Welt ihre Existenz, ihren Wert und ihre Wichtigkeit ins Gedächtnis zu rufen.

In Sicilien findet man auf den Schiffen, den Wagen und über den Thüren der Osterien häufig die von allerhand Zeichen, Arabesken und allegorischen Figuren umrahmte Inschrift: »Chi d'invidia campa, disperato muore«.*) Es ist eine Beschwörungsformel gegen den »malocchio«, den bösen Blick der Neider, und gleichzeitig eine heilsame Ermahnung an die Adresse dieser letzteren. Diese Inschrift sollten die Ärzte über der Thüre ihres Hauses anbringen, denn der Neid, diese häßlichste aller Sünden, hat unter den Ärzten zahlreiche Adepten, mehr als man glauben und wünschen möchte. Er bildet einen wichtigen Bestandtheil der sogenannten Berufseifersucht, bei manchen ist er sogar so hervorragend, daß er alle Gefühle und alle persönlichen und berufsmäßigen Beziehungen mit anderen Ärzten beherrscht. Der Neider kann die Ärzte nicht ertragen, die er schon in Ausübung ihrer Praxis fand, als er kam und sucht sie stets zu verdrängen, schmeichelt jedoch den hervorragendsten, um sich selbst die Position zu sichern. Aber wehe jenen, die mit oder nach ihm kamen, sie sind entweder Charlatane oder anmaßende Knaben ohne Erfahrung. Er meidet stets die Gesellschaft anderer Ärzte, nimmt nie theil an Congressen oder irgendwelchen Sitzungen, nur um nicht die verhaßte, peinliche Anwesenheit der Collegen ertragen zu müssen. Auf der Straße grüßt er keinen und wenn er einen ihm bekannten Arzt von weitem kommen sieht, guckt er in die Luft oder fingiert Zeitungslesen, oder auch das Anzünden einer Cigarre, d. h. wenn er raucht, aber meistens raucht er nicht.

*) Wer von Neid lebt, stirbt wüthend.

Die Urtheile, auch die wohlwollendsten eines Arztes über einen anderen, sind oft unterbrochen und gefolgt von verschiedenen „Wenn“ und „Aber“ oder einschränkenden Sätzen. Mit diesem milden Charakter haben sie sich unseren verfeinerten Sitten angepasst und es ist wie gesagt heute selten, dass sie eine Heftigkeit und beleidigende Schärfe erreichen, die sie in vergangener Zeit so leicht annahmen. In Frankreich wurde die Bezeichnung sprichwörtlich, die der große Chirurg Lisfranc für seinen ebenso berühmten Collegen Dupuytren anwandte, er nannte ihn den „Schlächter der Seine“ (Dupuytren operierte im Hotel Dieu, das bekanntlich am Ufer der Seine liegt) und Dupuytren seinerseits sprach von Lisfranc nur als dem „Mörder der Charité“. Höflichkeit gegen Höflichkeit.

Solche geringe Cordialität zwischen eminenten Ärzten zeigt, dass nicht immer gewaltiger Geist und großes Selbstbewusstsein sich mit jener Herzensgüte vereinen, die unerlässlich ist, um aus vorurtheilsloser Höhe den Kampf der Interessen und Leidenschaften zu beobachten und nicht immer so zu urtheilen, als ob der Ruhm, den sich ein anderer erwirbt, einem selbst geraubt würde. In der ärztlichen Welt kann man da eine Erscheinung beobachten, die noch mehr Verbreitung in der Gesellschaft hat. Die aufrichtigste Verbrüderung, die stärkste Solidarität, besteht bei den unteren Classen, welche gemeinsam den Überfluss an Arbeit, die Noth von heute und die Ungewissheit von morgen haben. Und jene Neigung der Proletarier zur Vereinigung beruht auf denselben Gesetzen, welche alle Stufen der lebenden Welt beherrscht. In den zahlreichsten Gruppen, der verbreitetsten Gesellschaft leben die schwachen Thiere, die Pflanzenfresser, — die stärkeren, die großen Fleischfresser, leben einzeln. Manchmal allerdings verbinden auch sie sich zu Gruppen, wenn sie größere Pflanzenfresser anzugreifen haben; wo sich Schafe und Ziegen finden, lebt der Wolf einzeln, in Rudeln jedoch, wo er sich von Pferden nähren soll.

Dieselbe Regel — mutatis mutandis — findet man auch bei den Ärzten. Die Großen der Wissenschaft leben einzeln, abgesondert, oder mischen sich nur scheinbar in der Eitelkeit der Con-

gresse unter die anderen, dagegen sind eng verbunden, erfüllt von Vertrauen zu den Collegen, voll Hoffnung auf die Stärke der Vereinigung, die Schwachen, d. h. die Landärzte, welche dem Kampf gegen die communale Autorität nicht gewachsen sind, die Ärzte der Städte, die nicht vom Glück bevorzugt werden und die Anfänger, die noch nicht wissen, wie sie sich den Weg bahnen sollen durch die verschiedenen Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen.

Die Übrigen, sozusagen die Aristokraten der ärztlichen Gesellschaft, lieben es wie diese, sich abzuschließen und unter ihnen ist der Individualismus ausgeprägter als in irgend einem anderen Berufs- oder Gesellschaftskreis.

Die Advocaten haben ihre Kammer, die Künstler ihre Genossenschaft, die Kaufleute die Handelskammern, gar nicht zu sprechen von den Beamten und dem Militär, den Leuten, deren Concurrenz durch fixe Normen geregelt ist und die mehr Interesse daran haben, fest zusammenzustehen, als zerstreut zu sein. Die Ärzte leben jeder für sich.

In den größeren Städten gibt es allerdings die medicinischen Gesellschaften, aber möchten mir doch meine Collegen frei sagen, ob dies immer eine Gelegenheit zur Vereinigung oder nicht vielmehr öfter eine solche zur Veruneinigung ist? In den Universitätsstädten sind diese Gesellschaften selbstverständlich Monopol der Professoren und von diesen sind jene, die ausschließlich der Wissenschaft leben, doch nicht mehr unter die Ärzte zu rechnen, die anderen, die auch praktisch thätig sind, setzen entweder nie den Fuß in die Gesellschaft, oder nur, wenn es ihnen dazu nützen kann, die Zahl und Qualität ihrer Clienten zu vermehren. Die Liebe zur Wissenschaft hat natürlich auch ihr Theil, aber er ist meistens leider sehr gering.

Der Arzt, der die Behandlung eines Kranken übernommen hat, sieht aus all den früher besprochenen Gründen die Einmischung eines zweiten Arztes, welcher unter dem Namen eines Consiliarius beigezogen wird, um zu revidieren, was gemacht wurde und anzugeben, was weiter geschehen soll, fast nie gern.

Es ist daher selten, dass der Arzt selbst ein Consilium wünscht, denn er fürchtet, ein Unfähigkeitspatent zu erhalten und fast immer wird er den Vorschlag eines Consiliums ungern acceptieren, glaubt er doch, dem Herrn Collegen Consiliarius gegenüber in eine untergeordnete Stellung zu gerathen. Und leider ist es so, dass alles, was der Consiliarius anordnet, als Evangelium aufgenommen wird, während man die Behandlung des Ordinarius bekrittelt und nur mit Misstrauen sich derselben gefügt hat. Jede Verschiedenheit der Namen wird von dem der Discussion Beiwohnenden als Differenz in der Diagnose ausgelegt, jede, auch unbedeutende Abweichung in der Behandlung beweist, dass dieselbe bis jetzt falsch war. Und da es der Consiliarius in der Regel für seine Pflicht hält, irgend eine Änderung vorzunehmen und seien es auch nur einige Tropfen Digitalis in Adonis oder Strophantis in Digitalis, wird der Client, der ganz Ohr ist, stets die Überzeugung gewinnen, dass irgend etwas in der Behandlung bis zum Tage des Consiliums nicht richtig war.

In der Theorie wären ja die Consilien, abgesehen von der Leidenschaft der Ärzte und der Ignoranz der Clienten eine ausgezeichnete Einrichtung, aber in der Praxis sind sie oft nur ein Schaden für den Kranken, denn der Arzt wird keinen Eifer und keine Aufmerksamkeit mehr haben, wenn er sieht, dass ihm das Vertrauen entzogen ist. Ich habe gesagt, oftmals, nicht immer, denn es gibt natürlich auch viele Fälle, in denen die Consilien wirklich die guten Früchte für den Kranken bringen, die er sich immer von ihnen erhofft. Ein junger Arzt wird manchmal einige Zweifel über die Natur der Krankheit hegen und in diesem Fall wünscht er selbst die Leitung und Hilfe eines erprobten Collegen, eines seiner Lehrer; ein anderesmal hat eine Familie den ersten, zufällig gefundenen Arzt gerufen und erkennt in kurzem dessen Unfähigkeit, sie beruft also ein Consilium, das wahrscheinlich damit endigen wird, dass der Consiliarius der Nachfolger des Ordinarius wird. Wenn ich ein Handbuch des vollkommenen Arztes schreiben würde, möchte ich sagen, dass diese Nachfolge oftmals von den beigezogenen

Ärzten selbst angestrebt wird, ich möchte ferner sagen, dass es die Pflicht des Consiliarius sei, sich nach dem erstenmal zurückzuziehen und nicht eher wieder einzugreifen, bis man ihn wieder ruft, ich möchte auch bemerken, dass es besser wäre, wenn er nicht unnöthigerweise Veränderungen anordne, nur um seine Überlegenheit zu zeigen. Aber das alles wäre wohl nur ein Schlag ins Wasser, denn ich kenne Ärzte, die, nachdem man sie zweimal gerufen hat, sich von selbst anbieten, auch ein drittes- und viertesmal zu kommen, ohne Rücksicht auf den behandelnden Arzt, dessen Amt am Ende nur mehr darin besteht, den Streusand auf die Recepte seines bevorzugten Collegen zu bringen.

Eine Varietät der Consilien sind jene »in extremis«, die man für die Augen der Leute macht, denn in gewissen Orten würde es heißen, man habe den Kranken sterben lassen wie einen Hund, wenn nicht der »deus ex machina« des Ortes noch um seine Ansicht befragt worden wäre.

Eine andere Art, eine der schönsten, sind die Consilien von mehreren Ärzten; diese ehemals herrschende Form ist jetzt aus der Mode gekommen und wird nur noch von solchen Leuten angewendet, die zeigen wollen, dass sie auf einige hundert Lire mehr oder weniger nicht zu achten haben. Nun, so ein Consilium ist meistens eine der komischesten Scenen der Welt und umso vergnüglicher, je mehr Ärzte es sind.

Der arme behandelnde Arzt mag seine ganze Tüchtigkeit, all seinen Verstand an die Behandlung gewendet haben, sein Gewissen mag rein wie frischgefallener Schnee sein von jeder Vernachlässigung oder Vergesslichkeit, er wird doch oft in diesem Synedrium die schlechte Figur eines Angeklagten vor dem Gerichtshofe machen. Seit das Consilium, zu dem zwei große Berühmtheiten der Stadt und eine noch größere von auswärts berufen wurden, festgesetzt ist, hat er keine ruhige Stunde mehr und zerbricht sich den Kopf, um aus seinem Gedächtnis alle Daten, alle Einzelheiten der langen Krankheit zusammen zu suchen. Wehe, wenn ihm ein Stückchen fehlt, jemand aus der Familie wird ihn

sicher verbessern, fast sagend, ich wusste es ja, dass er dem Kranken nicht genügende Aufmerksamkeit schenkte.

Endlich ist der große Moment gekommen und das Consilium beginnt mit der Darlegung der sogenannten Geschichte der Krankheit. Und welche Darlegung, du guter Gott! Eingeschüchtert durch die Anwesenheit der Collegen Professoren, die ihn mit so wenig ermuthigenden Augen forschend betrachten, fängt der Arzt an zu stottern, wird confus, wiederholt sich zwei-, dreimal und läßt seinem Gedächtnis von dem Kranken selbst oder einem Verwandten nachhelfen, seine Stimme tremoliert, er fährt sich wiederholt mit der Hand über die Augen, bis er endlich zu seiner und der Zuhörer großen Erleichterung am Schlusse ist und sich mit dem Taschentuch die schweißbedeckte Stirne trocknet.

Während er diese Herkulesarbeit vollbrachte, konnte der Älteste und Ernsteste der Consulenten, der voll Aufmerksamleit der Erzählung zu folgen schien, nicht einen Moment seine Gedanken von einigen Händlern losreißen, welche ihm heute dreißig Lire für das Hektoliter Wein aus einem seiner Weinberge geboten hatten, der in Wirklichkeit viel mehr wert war und von welchem er fünf Gebinde zu verkaufen hatte. Der Jüngste hatte die Zeit benützt, um einen Vortrag, den er in einer Stunde halten sollte, nochmal in Gedanken durchzustudieren. Der dritte, ein Mann im mittleren Alter, dachte an die verschiedensten Dinge, vor allem aber an das Kartenspiel vom vergangenen Abend, bei welchem er solch unerhörtes Pech hatte.

Es scheint unpassend, dass die Consulenten sich so wenig mit der Geschichte des Kranken beschäftigen, für welchen sie doch gerufen wurden, aber, dass sie nicht besser achthaben auf die Erzählung des Ordinarius, ist aus vielen Gründen plausibel. Einmal genügen in der Regel wenige Worte aus dem Redestrom, sie auf die rechte Fährte zu bringen und einige Fragen an den Kranken und eine genaue Untersuchung desselben ermöglichen es ihnen, die Diagnose zu stellen und endlich, da ihrer so viele sind, fühlt der einzelne sich viel weniger verantwortlich, als wenn er allein wäre.

Nun, da die Reihe an ihnen ist, auscultieren und befragen sie den Kranken und nehmen dann wieder ihre Plätze ein. Während der Jüngste, der den Fehler hat, alle zehn Minuten zu erröthen, sich mit dem Rücken gegen das Fenster setzt, damit man diese unangenehme Eigenschaft nicht bemerken soll, benützt der kartenspielende Arzt seinen Platz vor dem Spiegel dazu, sich Cravatte und Manchetten in Ordnung zu bringen. Der dritte reibt in tiefsten Gedanken an einem Flecken, den er auf seiner Hose entdeckt hat.

Nach diesen wichtigen Präliminarien ergreift der Erste das Wort. Er lobt die gründlichen Kenntnisse und die Umsicht des behandelnden Arztes (dieser verneigt sich dankend), findet, dass es Eulen nach Athen tragen hieße, nur ein Wort einer so exact formulierten Diagnose hinzuzufügen und dass auch in der Behandlung alles richtig sei. Es schiene ihm allerdings gut, die Chiningaben ein wenig zu erhöhen, doch wolle er erst die Ansicht seines berühmten Lehrers (des Weinverkäufers) hören, der er sich selbstverständlich unterordne.

Der zweite kann den Ordinarius nicht leiden, der darauf Anspruch macht, ein tüchtiger Arzt zu sein und andererseits auch nicht den jungen Professor, der ihm überall im Weg ist und entledigt sich seiner Aufgabe mit wenigen Worten. Er schließt sich dem Vorredner an in der Anerkennung der Verdienste des Doctors (neue Verbeugung von diesem), aber in einer Weise, als wollte er sagen: Sie sind ein Dummkopf, aber doch nicht ganz so dumm, als ich geglaubt habe und ich garantiere Ihnen, dass es nicht so schlimm ist — dann entwickelt er seine Beobachtungen und seine Diagnose, die im Grund dieselben sind, wie jene der anderen, mit wenigen, aber vom vorhergehenden ganz verschiedenen Worten (hier wechseln die Verwandten ausdrucksvolle Blicke) in Bezug auf die Behandlung findet er alles vorhergehende gut gemacht, glaubt aber, dass es jetzt nöthig sei, Digitalis zu lassen und dafür Adonis zu geben und die Chinindosen zu vermindern.

Endlich kommt die Reihe an den Ältesten, der auch mit seinem Weinverkauf inzwischen zu Ende gekommen ist und weder auf

den einen noch den anderen der beiden Redner besonders geachtet hat, denn er weiß sehr gut, er kann sagen und machen, was er will, er ist immer er. Ohne zu versuchen, sich besonders klar zu machen, verbindet er die beiden Gutachten in seinem, das im Grunde die Ansicht des Ordinarius wiedergibt und erhebt sich, damit andeutend: »magister dixit«. Wenn die anderen nun auch in Einzelheiten nicht mit ihm übereinstimmen würden, würden sie doch kein Wort entgegnen, denn sie wissen, dass sie gegen ihn, auch wenn sie recht hätten, immer im Unrecht wären.

Übrigens sind jetzt die bei diesen Gelegenheiten früher üblichen Streitigkeiten sehr selten; die Diagnose hat sich eben so bedeutend vervollkommnet, dass große Fehler kaum mehr vorkommen und, wo sie doch gemacht wurden, wird sich jeder wohl schnell überzeugen lassen, um nicht erst durch vieles Reden alle aufmerksam zu machen.

Nicht immer verlaufen allerdings die Consilien so vergnüglich, aber man kann ruhig sagen, dass sie umsoweniger ernsthaft sind, je größer die Zahl der Ärzte ist, und dass, wie groß auch diese Zahl sei, das Consilium eigentlich doch immer nur zwischen zweien stattfindet, dem vertrautesten der behandelnden und dem angesehensten der consultierenden Ärzte.

Die Wichtigkeit und der Nutzen für den Kranken ist auch umso größer, je geheimer die Discussion ist. In den Gegenden, wo sich die Ärzte, nachdem sie den Kranken untersucht haben, allein in ein anderes Zimmer zurückziehen, und unter sich die Bedeutung gewisser Symptome und die Eventualitäten der Krankheit besprechen, ist das Resultat ein viel ernsteres als in jenen, wo die Verwandten und Freunde zugegen sein wollen, gar nicht zu sprechen von solchen, wie z. B. Unteritalien, wo das Consilium eine öffentliche Vorstellung ist, bei welchem vor allem der Kranke, dann die Verwandten und Freunde, die Nachbarn und womöglich auch noch die Obrigkeit anwesend sind. Dabei ist speciell in kleineren Orten die ganze Sorge des Ordinarius darauf gerichtet, die Krankengeschichte im reinsten Italienisch, das ihm möglich ist und mit

allerlei gesuchten Phrasen und Redeblumen verziert vorzutragen, während der Consiliarius, der seinerseits auch nicht an rhetorischen Künsten und den unverständlichsten, wissenschaftlichen Ausdrücken spart, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Publicum und dem Arzte theilen muss, denn er soll aus Rücksicht gegen den Collegen darauf achten, dass er nichts sagt, was die Zuhörer als Meinungsverschiedenheit auffassen könnten und gleichzeitig soll er so sprechen, dass der Ordinarius seine doppelsinnigen Phrasen doch richtig verstehen kann.

---

6. Capitel.

Charlatanismus.

Der erste Client. — Geheimnisse der Reclame. — Charlatane der Wissenschaft. — Die Homöopathie und Heines Salami.

Wenn man unter Medicin alles versteht, was dazu dient, die physischen Leiden der Menschheit zu curieren, muss man gestehen, dass die Reclame, welche diese Kunst umgibt, sich vom einfachen Zahnheilkünstler bis hinauf zum hervorragendsten Akademiker erstreckt und dass ihr Studium alle möglichen Varietäten menschlicher List auf der einen und naiver Leichtgläubigkeit auf der anderen Seite zeigt. Sie hat allerdings ihre speciellen Eigenthümlichkeiten, die sie von der Reclame des Sängers, Droguisten oder Seifenfabrikanten unterscheiden, aber sie ist einmal gewöhnlich wie das Geschrei des Curpfuschers, das anderemal stolz wie die Offenbarung einer wissenschaftlichen Entdeckung. Wir können jenen Theil lassen, der nichts mit dem wahren Arzt zu thun hat und uns auf das beschränken, was mehr oder weniger ausgedehnt, auch von solchen Ärzten angewendet wird, die nie imstande wären, den guten Glauben anderer zu täuschen und was nur den Zweck hat, die eigenen Qualitäten und Verdienste ins rechte Licht zu stellen, ein wenig übertrieben manchmal, aber nicht falsch.

Die Reclame des Anfängers ist gewöhnlich sehr schüchtern und bescheiden, derselbe begnügt sich meistens damit, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit, seine Visitenkarte mit dem seit sechs Jahren ersehnten Titel »Dr. med.« zu vertheilen und eine Tafel mit der Angabe seiner Ordinationsstunden an der Hausthüre anzubringen. Aber nach langen Wochen oder Monaten hat

der neue Doctor, der stets pünktlich zu den angegebenen Stunden zu Hause ist, noch immer keinen Patienten an seinem Horizont auftauchen sehen und nun wird er ein wenig dreister und veröffentlicht auf der dritten Seite einiger Zeitungen eine ebenso lakonische, wie ökonomische Anzeige, welche dasselbe besagt, was an seiner Thüre bisher niemand der Beachtung würdigte. Die Clienten bleiben zwar noch immer aus, aber die Freunde und Verwandten des neuen Doctors gewöhnen sich allmählich an die Idee, dass der kleine Junge, den sie in kurzen Höschen und mit schmutzigem Näschen herumlaufen sahen, wirklich ein Arzt mit einem gewichtigen Diplom ist und wenn sie auch selbst ihm nicht die Behandlung ihrer Haarspitzen anvertrauen möchten, so sind sie doch geneigt, ihn einigen nicht sehr intimen Bekannten zu empfehlen.

Ein sizilianisches Sprichwort sagt: wer ein neues Haus baut, gebe es im ersten Jahr einem Feind, im zweiten einem Freund und im dritten bewohne er es selbst. Und die Freunde und Verwandten eines neugebackenen Doctors richten sich eben auch nach diesem Sprichwort.

Da der Doctor sieht, dass die Clienten sich immer noch nicht einfinden wollen, benützt er die ihm so freigebig zur Verfügung gelassene Zeit dazu, eine Reise zu seiner Belehrung zu unternehmen, natürlich ins Ausland. Ein Freund, der Verbindung mit dem Localblatt hat, bringt dies mit einigen schmeichelhaften Phrasen zur allgemeinen Kenntnis.

Der junge Arzt geht natürlich nach Deutschland und dort widmet er einen Theil seiner Zeit der Besichtigung der Krankenhäuser, Kliniken ꝛc. ꝛc., den Rest verwendet er, je nach seinem speciellen Geschmack zum Besuch der Bierhäuser, Theater und anderer nicht weniger interessanter Zeitvertreibe.

Nach seiner Rückkehr schreibt der bekannte journalistische Freund: „Gestern hatten wir das Vergnügen, unseren lieben Freund, den Dr. Z.... von einer ziemlich ausgedehnten wissenschaftlichen Reise in Deutschland und England zurückkehren zu sehen, wo er Gelegenheit hatte, die neuesten Errungenschaften der medicinischen Wissen-

schaft kennen zu lernen. Wir heißen ihn herzlich willkommen, froh, dass der junge, schon so geschätzte Arzt seinen zahlreichen Clienten wiedergegeben ist; den letzteren machen wir auch bekannt, dass sein Sprechzimmer in der H.-Straße Nr. . . . wieder täglich von 12 bis 4 Uhr geöffnet ist. (Donnerstag und Sonntag gratis für die Armen.")

Auch diesmal beißen die Fische nicht gleich auf den Köder und die zahlreichen Clienten sind vorerst immer noch ein Mythus; aber das macht nichts, die Reise, die Anzeige, die Visitenkarten, all das bestärkt unsern Doctor immer mehr in der Idee, dass er wirklich ein Arzt ist und die Anderen in dem Glauben, dass er sich allmählich die nöthige Erfahrung erwerbe. Eine neue und sehr wichtige Reclame bereiten ihm jetzt auch seine älteren Collegen, die geärgert und aufgestachelt von jener Reise, sich über den Eindringling erkundigen und anfangen, unter dem Schein der Gleichgiltigkeit das wenige Üble, das ihnen möglich war zu finden, wieder zu erzählen.

Mit diesem Bekanntwerden finden sich dann auch die ersten Kranken ein, meist ein chronisch Leidender, der schon alle Ärzte, die ihm in den Weg kamen, consultiert hat, oder ein Hypochonder, den kein Arzt mehr anhören will. Nach dem ersten der zweite, nach dem zweiten der dritte, und so wächst nach und nach die Zahl der Clienten mit leeren Taschen, bis endlich der wahre Client kommt, jener, der bezahlt. Das Wachsen und Vermehren dieser letzteren, seltenen und kostbaren Species hängt von allen möglichen Gelegenheiten und Zufällen ab, über welche wir schon in den vorhergehenden Seiten gesprochen haben.

Es sind hier nur die hauptsächlichsten Grundzüge der Reclame eines Anfängers angeführt, doch werden natürlich noch viele andere große und kleine Kniffe angewendet, um Clienten zu erwerben und dann zu erhalten, besonders wenn der Arzt keine feste Überzeugung von seiner wissenschaftlichen Befähigung und Praxis hat.

Schneider hat zwar gesagt: „Einem wahren Ehrenmann wird es wichtiger scheinen, sich die Ruhe seines Gewissens zu sichern,

als seine Verdienste leuchten zu lassen", aber man muss doch daran denken, sie in den Gesichtskreis der anderen zu rücken und wenn die Verdienste nicht von selbst leuchten, was wohl meistens der Fall sein wird, so hilft man eben mit künstlichen Beleuchtungseffecten nach.

Der eine zeigt seinen Kranken ein solch außerordentliches Interesse, dass er ihnen sogar noch nachts, wenn er vom Theater zurückkommt, Besuche macht; der andere gibt seinen armen Kranken Recepte, Rath und Geld oder Medicamente, was vom objectiven Standpunkt aus ohne Zweifel eine sehr lobenswerte Sache ist, der dritte weiß die Stellung des Arztes mit den kleinen, niedrigen Diensten eines Krankenwärters zu vereinigen, der vierte behandelt den Kranken, der ihn einmal rufen ließ, wie sein Eigenthum und die Haut des Clienten als ein reserviertes Jagdterrain und auch wenn derselbe wieder genesen ist, umgibt er ihn noch mit seiner Behandlung, macht ihm vielfache Besuche, kurz, bringt ihn in ein solches Verhältnis, dass er ihm absolut nicht mehr entfliehen kann.

Im Anfang meiner Laufbahn wohnte ich in Turin im gleichen Hause mit einem Arzt, der, ohne ein besonderes Licht zu ein (im Gegentheil), unzählige Besuche machte; er stieg täglich zur selben Stunde in den Wagen und kam ebenso regelmäßig zurück. Ist es möglich, fragte ich mich, dass er stets dieselbe Zahl von Kranken hat, alle Tage des Jahres, gleichviel ob der Typhus herrscht, oder ob die Hälfte der Einwohner sich auf dem Lande befindet?

Die Sache gab mir zu denken, aber die Lösung des Räthsels fand ich erst später, als ich wusste, dass er so viele Stunden für Besuche angesetzt habe und die Zeit, welche ihm hievon seine Kranken übrig ließen, im Turnus zum Besuche der gesunden Clienten verwandte.

Die schwere Kunst, sich einen Weg in der Welt zu bahnen, ist, je nach dem Charakter und Milieu so vielfach und verschieden, dass auch dem eifrigsten Forscher immer einige von all den Mitteln entgehen würden. Der eine macht sich den Weg auf diese Weise, der andere auf eine andere und die Methoden, die dem einen

nützen, bringen dem andern vielleicht Schaden. Um die unbekannten Regionen Afrikas zu durchforschen, gieng Livingstone ohne Anwendung von Waffen, mit größter Freundlichkeit vor. Stanley machte sich Bahn mit Gewaltthätigkeiten und Flintenschüssen, so ist es in der Welt, wo der eine sein Ziel erreicht mit Lächeln und Händeschütteln, der andere mit Drohungen und womöglich Gewalt; jener befolgt eine, sagen wir loyale, freimüthige Politik, der andere eine solche des Opportunismus.

In unserem Falle habe ich z. B. Ärzte gekannt, die nie die geringsten ehren- oder nichtehrenhaften Mittel anwendeten, um sich Clienten zu verschaffen, sondern ruhig ihren Weg der Wissenschaft und Pflicht giengen, es dem Kranken überlassend, sie zu suchen, gelockt von den wahren Verdiensten, nicht dem Schein. Aber ich habe auch andere gekannt, welche sich gleich zu Anfang ihrer Carrière einen bestimmten Plan für ihre Beziehungen mit den Clienten und Collegen vorgezeichnet hatten. Diese hielten es für nützlich, sich immer zu rühmen, wie ja auch Max Nordau räth, der darin das ganze Geheimnis des Erfolges sieht; andere befolgen die entgegengesetzte Taktik, sie machen sich ganz klein und unscheinbar, um nicht die Eifersucht der Großen zu erregen und suchen so, unbeobachtet, wenigstens bis zu einem gewissen Punkt, immer mehr Terrain zu gewinnen. Ich habe auch noch andere gekannt, welche sich ein noch complicierteres und macchiavellistischeres Programm zurechtlegten: sie machen dem Publicum unter dem Scheine der größten Bescheidenheit glauben, dass sie viele, sehr viele Patienten hätten, soviel, dass ihre Zeit oft nicht ausreicht, um allen gerecht zu werden; sprechen sie „mit“ Collegen, so rühmen sie sich jedoch nie ihrer eigenen Verdienste oder zahlreichen Clienten, sie lassen sich da lieber für eine ganz unbedeutende Person halten, um nur ja nicht den, vielleicht im Herzen der anderen schlummernden Neid zu wecken; „von“ ihren Collegen sprechend, haben sie endlich noch drei verschiedene Weisen: bei gewöhnlichen, ignoranten Leuten sagen sie das denkbar Schlechteste, bei etwas höher stehenden Personen sind sie bedeutend zurückhaltender in ihrem

Urtheil, wissen jedoch auch hier durch verschiedene „Wenn“ und „Aber“ das Gleiche zu erreichen, bei den Freunden des Collegen endlich sagen sie über diesen alles nur mögliche Gute.

Die Anwendung dieser Regeln, die an Spitzfindigkeit nichts zu wünschen lassen, erfordert aber Takt, Klugheit und genaue Kenntnis der menschlichen Natur. Diejenigen nun, die nicht über diese nützlichen Eigenschaften verfügen und auch nicht geneigt sind, auf dem geraden Wege der Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit vorzugehen, die nicht das Genie bewundern und nicht, je nach den Umständen, Strenge oder Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen üben können, werden ganz dem Neid anheimgegeben sein und werden ihn in allen ihren Worten und Handlungen durchscheinen lassen und dadurch schließlich bei den Collegen und beim Publicum solchen Widerwillen erregen, dass das letztere sie soviel als möglich meiden wird und auch die Collegen werden nur von ihnen sprechen, um sie entweder ob ihrer Unfähigkeit auszulachen oder sie zu bemitleiden, dass sie so ganz das Opfer ihres Lasters wurden.

Wenn morgen nach Rom, nach Chicago oder meinethalben auch Peking — denn l'homme est partout le même — ein Curpfuscher kommt, dem eine kolossale Reclame vorangeht und umgibt, einer, der alle Krankheiten heilen kann, so kann man ein sehr interessantes Schauspiel beobachten; man wird alle mit Krebs, Lipom, Sarkom und ähnlichen Übeln Behafteten massenhaft dem Wunderdoctor zuströmen und gerne und theuer die Pillen und Salben bezahlen sehen, welche er ihnen gibt. Und wie wunderbar gemischt zeigt sich nicht die Kundschaft dieses Charlatans, da findet man neben den dümmsten Bauern, hochgebildete Schriftsteller, feine Politiker und Philosophen, deren Weisheit so tief ist wie der Ocean, und — das merkwürdigste — ängstlich unter die andern versteckt um nicht entdeckt zu werden, wohl auch manchen Arzt, der das Vertrauen zu seiner Kunst gänzlich verloren hat.

Es ist ein trauriges Schauspiel, wenn ein Arzt von der Nichtigkeit der Heilkunde überzeugt ist, ähnlich wie jenes, das ein

Priester bietet, der nicht an Gott glaubt, welchen er doch immer für die andern anruft, oder ein Advocat, der das Gegentheil seiner Überzeugung vor dem Richter vertheidigt, aber es ist ein Schauspiel, das man alle Tage sehen kann und das immer bestehen wird, so lange die Advocaten gezwungen sind, auch die schlimmsten Räuber und Mörder zu vertheidigen, so lange der Zweifel im menschlichen Gemüth auch den scheinbar festesten Glauben erschüttert, so lange endlich, als die Ärzte unheilbare Krankheiten zu behandeln haben.

Obwohl Reclame und Charlatanismus zwei verschiedene Dinge sind, ist es doch manchmal kaum möglich, sie von einander zu unterscheiden und wenn man sagt, der Charlatanismus sei das Unglück der Medicin, so ist damit doch nicht gesagt, dass sie das ausschließliche Privilegium darauf habe, sie theilt sich in ihn mit allen anderen Wissenschaften und Künsten, welche sich nicht in feste Formen pressen lassen und deren Aufgabe es ist, die zahlreichen und mannigfaltigen Wünsche der gesunden und kranken Menschheit zu befriedigen.

Wenn die Advocatur privat auszuüben wäre, oder wenn es allen freistünde, vor Gericht zu plaidieren, würde sich der Charlatanismus hier wohl ebenso oder noch mehr ausbreiten, als in der Medicin, jetzt ist er allerdings hier geringer.

Die Politik dagegen, die allen geöffnet ist und von welcher alle eine Verbesserung der eigenen Lage erwarten, besonders jene, welche sich mit dem Mantel der reinsten Nächstenliebe behängen, ist eines der Felder, auf welchen der Charlatanismus am üppigsten blüht und gedeiht, in Größenverhältnissen, dass beinahe die Heilkunst zurückstehen muss.

Doch wir wollen unsere Aufmerksamkeit nur dem medicinischen Charlatanismus widmen und sehen, ob es möglich ist, dessen Ursachen und Herkunft zu entdecken und ob er wirklich so schlimm ist als man glaubt.

Man weiß, dass die eigenthümlichsten Paradoxen zu allen Zeiten mehr oder weniger warme Vertheidiger fanden, dennoch glaube ich nicht, dass sich bis zum Jahre 1857 die Ansicht, dass der Charlatanismus nicht den Beruf schändet oder verheert, sondern im Gegentheil seine Sphäre und seinen Einfluss erhöht, und dass seine Erfolge den Wetteifer anregen, auf den Ausspruch irgendeines bizarren Genies stützen konnte. Peisse, der sich die schwere Aufgabe gestellt hatte, Erasmus von Rotterdam, den Lobredner der Narrheit, zu imitieren, wusste nichts Besseres zu thun, als auf die Etymologie des Wortes Charlatan zurückzugreifen und zu behaupten, dass auch ein Taschenspieler auf dem Marktplatz ein Ehrenmann sein kann, und dass am Ende der Charlatanismus nichts Anderes sei, als die Anwendung der Industrie in der Medicin. „In einem Jahrhundert", sagt Peisse, „in welchem alle Künste, alle Wissenschaften, alle Berufsarten sich die Hände reichen, ist es eine ergötzliche Sache, wenn man gegen den Charlatanismus in der Medicin eifert. Genügen in Ermanglung anderer Nachweise nicht die Thatsachen, welche den immensen Nutzen der Industrie in der Medicin beweisen? Leroy hat eine Million durch sein Elixir erworben, ist dies ein Übel? Er war eben ein thätiger und geschickter Industrieller. Wo findet ihr, Prediger der medicinischen Moral, einen Praktiker, der, dem gewöhnlichen Wege folgend, sich nach fünf- bis sechsjähriger Arbeit eine Villa kaufen kann? Die Wissenschaft ist sehr gut, aber die Industrie ist besser!" — Wenn man die Sache so dreht, ist es natürlich leicht, auch den Charlatanismus zu vertheidigen, versteht man aber unter diesem Namen die Schamlosigkeit eines Ignoranten, der in allen Tonarten lügt, um sich als Gelehrten hinzustellen, oder jene eines Gelehrten, der die niedrigsten Künste und Lügen, auch wissenschaftliche wenn nöthig, verwendet, um sich reiche Clienten zu angeln, oder Ehren, Titel und lucrative Ämter zu erschleichen, so glaube ich, dass es nicht leicht sei, Argumente zu finden, mit welchen sich die Ehrenhaftigkeit des Charlatanismus beweisen ließe.

Doch lassen wir die Anklagen und Rechtfertigungen der Charlatane und sehen wir, woher es kommt, dass sie selbst so zahlreich und verschieden sind.

Vor allem ist die große Leichtigkeit in Betracht zu ziehen, mit welcher die Medicin ausgeübt werden kann, denn wer kann genau sagen, wo die legale Ausübung aufhört und die rechtswidrige anfängt? Genau genommen, müsste der Freund, der einem anderen begegnet und ihm sagt: Du siehst heute schlecht aus, nimm ein wenig Cremor tartari — auf dem Platz verhaftet werden, wegen ungesetzlicher Ausübung der Heilkunst. Man braucht wohl nicht zu bemerken, dass solch freundschaftlicher Rath nichts Strafbares ist, aber zwischen diesem und dem ins Haus des Kranken gehen oder denselben bei sich empfangen, ist nur ein Schritt und solche Schritte werden so viele gemacht, dass es auch dem schärfsten Polizeiauge schwer fallen würde, alle zu entdecken. Und die Consequenzen dieser Leichtigkeit sind, dass sich so viele für Ärzte ausgeben, auch solche, die es nicht sind oder besser, dass sich Personen, welche nicht die blasseste Idee von der Natur der Krankheit, ihren klinischen Formen und anatomischen Veränderungen haben, rühmen, die unheilbarsten Krankheiten zu behandeln und zu heilen. Außerdem gibt es auch noch die anderen Gründe, von welchen ich schon gesprochen habe, der besonders bei ungebildeten Leuten verbreitete Glaube, dass es genügt, eine gewisse Anzahl Kranke gesehen zu haben, um einen Arzt vorzustellen, und die andere in allen Gesellschaftskreisen nicht weniger accreditierte Meinung, dass die rasche und sichere Diagnose weniger die Frucht einer gesunden und erleuchteten Urtheilskraft sei, als vielmehr eine gewisse Gabe, die Krankheit auf einen Wurf zu errathen.

Es ist deshalb nicht selten, dass irgend ein guter Mann sagt: „Lieber Doctor, Sie haben die Krankheit vortrefflich errathen!" Er glaubt einem Elogen zu machen und denkt nicht, dass er eine Beleidigung ausspricht.

Als mir zum erstenmal dies Compliment gemacht wurde, gab ich zur größten Verwunderung meines Clienten eine ziemlich

derbe Antwort; im Laufe der Jahre machten mich die Erfahrung und das lange, traurige Schauspiel der menschlichen Leiden und Schwächen toleranter und wenn man mir wieder das: „Lieber Doctor“ rc. sagte, beschränkte ich mich darauf zu antworten: ebensogut könnte ich auch drei Lottonummern errathen!

Eine weitere Ursache des Charlatanismus ist die Unheilbarkeit vieler Krankheiten. Die Hoffnung ist die letzte Gottheit, sagte Foscolo, und in Wahrheit und zum Glück des menschlichen Geschlechtes wohnt sie den letzten Momenten des zum Tode Verurtheilten ebenso an, als sie ihren Platz am Bette des elendesten und verlassensten aller Kranken inne hat.

Wenn nun ein an einer schmerzhaften und langwierigen, immer schlimmer werdenden Krankheit Leidender von allen ernsten und ehrenhaften Ärzten, die er consultiert hat, immer wieder hörte: „Machen Sie nichts mehr, nehmen Sie keine Medicin, es ist unnöthig, Sie werden genesen, aber es braucht Zeit, man muss hoffen auf die Stärke der Natur“ — und andere, ähnliche Phrasen, welche ihm sagen: unsere Kunst kann nichts mehr für Sie thun, beruhigen Sie sich und leiden Sie geduldig zu Ende, bis zum Eintritt in die andere, bessere Welt, so ist es natürlich, dass er in die Arme desjenigen fällt, der ihm Heilung verspricht, er ist nun eine Beute der diplomierten oder undiplomierten Charlatans, der wunderthätigen Wasser und heilkräftigen Reliquien. Ohne nun noch andere Ursachen zu suchen, welche den ärztlichen Charlatanismus hervorbringen, nähren und ermuthigen, wissen wir schon genug, um zu begreifen, weshalb er so üppig ins Kraut schießt und weshalb es unmöglich ist, ihn auszurotten. Wenn wir all die Weisen, auf welche er ausgeübt wird, all die Formen, welche er annimmt, all diese verschiedenen Gattungen und Varietäten nur kurz aufzählen wollten, bekämen wir einen langen und langweiligen Katalog. Ich habe schon aus einem Buch Mantegazzas den Typus des ärztlichen Charlatans hier vorgeführt und will jetzt nur noch daran erinnern, dass unter allen Arten eine besonders gefährlich ist: die des wissenschaftlichen Charlatans, und eine besonders niedrig, und

dies ist der Charlatan zweiter Hand. Charlatans der Wissenschaft, jene, Gottlob nicht sehr häufig zu findenden Professoren, welche den Katheder dazu brauchen oder vielmehr missbrauchen, die Behandlungen zu rühmen, die sie gemacht; die Erfolge, die sie gehabt haben; die berühmten Consilien, zu denen sie gerufen wurden; welche einer pathologischen Abhandlung die Beschreibung glänzender Diagnosen, die sie in einem privaten Consilium gemacht haben, beifügen; welche gerne den Studenten einige aus einer benachbarten Stadt erhaltene Telegramme sehen lassen; welche oftmals zu spät zur Vorlesung kommen, weil sie durch eine Operation oder ein Consilium verhindert waren. Charlatans und noch mehr Betrüger, auch jene anderen -- glücklicherweise noch selteneren Exemplare — welche über die phantastischsten Diagnosen und Heilungen schreiben und drucken lassen, welche nur ihnen gelungen, aber . . . . nie vorgekommen sind. Sie wissen ganz gut, dass die „intelligenten" Collegen ihnen nicht glauben, aber sie wissen auch, dass sowohl die anderen als auch das Publicum ihre Botschaft gläubig aufnimmt, sie haben also die Mehrheit für sich und mit dieser kann man ja heute zum Unglück der anderen herrschen und regieren.

Ich nenne als letzte jene Form des Charlatanismus, welche ich, wie gesagt, für die niedrigste halte und an welche ich nicht denken kann, ohne dass mich ein Gefühl des Ekels und Abscheues erfasst. Die Somnambulen, welche die Diagnose der Krankheiten aus der Entfernung, auf Grund der Untersuchung eines Haares stellen, geben schon einen Begriff, welch Geistes Kinder sie selbst, sowie jene, die Haare und Geld lassen, sind. Dennoch — es ist schmerzlich zu sagen — gibt es jemanden, der noch tiefer steht, als die Somnambulen und dieser jemand ist jener Arzt, der mit einem regelrecht erworbenen Diplom ausgerüstet, den Verordnungen der Sybille die legale Form gibt, der die Recepte schreibt und mit seinem „Doctor" jene, welche ihn inspiriert, vor den möglichen Strafen des Gesetzes schützt.

Wirklich, ich kann mir nicht denken, dass der Inhaber eines Doctordiploms noch tiefer sinken könnte und ich zweifle, dass selbst

das materielle Elend eine solche Entwürdigung seiner selbst rechtfertigen kann.

In unseren medicinischen Büchern sind mir oft Sätze vorgekommen, wie diese: „Die Homöopathen und Charlatans behaupten“ ꝛc. ꝛc. Sätze, welche keinen Zweifel über die Absicht der Autoren lassen, den Homöopathismus und Charlatanismus auf den gleichen Fuß zu stellen. Ich kann nicht dasselbe sagen, weil ich von dem guten Glauben, wenigstens einiger Nachfolger Hahnemanns überzeugt bin, weit weniger überzeugt bin ich allerdings von der Wirksamkeit eines Tropfen Wassers, aus einem tausend Liter haltenden Fass genommen, in welches man ein Körnchen Arsenik geworfen hat und ich erlaube mir daher zu sagen, dass ich den Homöopathismus für einen krankhaften Zustand der Heilkunde halte. Diese kann entschieden, wie jeder Organismus, gesund oder krank sein, sie hat ihre Physiologie und Pathologie und eine der ersten Stellen in der Pathologie nimmt die Wissenschaft des similia similibus ein. Doch ich habe nicht die Absicht, hier in die Geheimnisse der Homöopathie einzudringen, noch auch das Bild eines homöopathischen Arztes zu entwerfen, ich will nur zur allgemeinen Unterhaltung eine kleine Geschichte beifügen, die Heinrich Heine passierte und die eine treffliche Illustration des Homöopathismus ist.

Auf der Rückkehr von einer nach Südfrankreich unternommenen Reise traf Heine in Lyon mit einem seiner Freunde, einem deutschen Violinisten, zusammen, welcher ihm eine große Lyoner Salami gab, mit der Bitte, sie einem gemeinsamen Bekannten, einem homöopathischen Arzt in Paris, zu überbringen. Heine versprach den Auftrag auszuführen und übergab den köstlichen Leckerbissen der besonderen Obhut seiner Frau, welche mit ihm reiste; aber der Weg war so lang und die Postkutsche fuhr so gemächlich, dass sich allmählich Appetit einstellte und der Poet die Salami mit sehr prosaischen Augen betrachtete. „Könnten wir nicht ein Stückchen davon kosten?“ fragte plötzlich die Frau. „Kosten wir“, antwortete ohneweiters der Mann. Sie kosteten Beide und so war der erste

Schritt zur Vernichtung der Salami gethan und Meile um Meile verringerte sich nun ihre vorher so stattliche Länge.

In Paris angekommen, wagte es Heine nicht, das Überbleibsel von der langen Reise, das allerdings immer noch für ein Frühstück genügte, dem Arzt zu senden und doch wollte er auch den Auftrag des Freundes nicht ganz ignorieren. Was machen?

Mit einemmal kam ihm eine prächtige Idee. Er nahm ein Rasiermesser, schnitt ein ganz feines, ideales, fast unsichtbares Blättchen von der Salami, packte es in einen Bogen Velinpapier und steckte es in ein Couvert, sammt folgendem Billet:

Lieber Doctor!

„Aus Ihren wissenschaftlichen Untersuchungen ist zu ersehen, dass der millionste Theil einer gewissen Substanz die größten Erfolge erzielt. Ich bitte daher um freundliche Annahme des, hier beigefügten, millionsten Theiles einer Lyoner Salami, welche mir unser Freund Ernst für Sie übergab. Wenn die Homöopathie eine Wahrheit ist, wird dieses Theilchen bei Ihnen denselben Effect machen, wie die ganze Salami.

Ihr

Heinrich Heine.“

---

7. Capitel.

Honorare.

Die Mission des Arztes. — Ein fürstlicher Augenarzt. — An was der Componist einer Romanze denkt. — Edler Zorn. — Besuche für sieben Soldi und Besuche für eine Million. — Der Zahnarzt von „Abbiategrasso“. — Der Kaiser von China. — Briganten und Communisten. — Ein Jünger Schopenhauers. — Die Pferde Spencer-Wells. — Katharina II. — Freigebigkeit Alexander des Großen. — Schlechte Gewohnheiten Caracalla's. — Im Orient. — Ein Feind. — Was der Client will. — Die Gattin, der Mann, der Doctor.

Die Heilkunde ist eine Priesterwürde, das Werk des Arztes ist eine humanitäre Mission, aber der Arzt wie jeder Priester, wie jeder Missionär benöthigt das tägliche Brot. Selten widmen sich die Reichen aus purer Philanthropie der Behandlung der armen Kranken.

Die Fälle wie jener, dass ein königlicher Prinz das Amt des Arztes ausübt, sind so außergewöhnlich, dass vielleicht der Herzog Karl Theodor von Bayern die einzige Ausnahme bildet.

Nachdem er, einer der fleißigsten und lernbegierigsten Studenten, die Doctorwürde in Medicin und Chirurgie erlangt hatte, widmete er sich ganz der Augenheilkunde. In Meran, wo er jedes Jahr einige Monate weilt, ist er so populär, dass von allen nahen und fernen Thälern die Kranken zu ihm kommen. Gut behandelt werden und umsonst und noch dazu von den Händen eines Herzogs, ist aber auch eine Sache, die nicht alle Tage vorkommt. Auf diese Weise hat der Herzog nun schon, ohne die unzähligen anderen Krankheiten zu erwähnen, viele hunderte Fälle von grauem Star glücklich operiert. In Bayern arbeitet er beständig, unterstützt von tüchtigen Assistenten und einer seiner Töchter,

welche die Kranken ermuthigt und ihnen beisteht, Schätze der Barmherzigkeit austheilend wie der herzogliche Arzt Schätze der Wissenschaft.

Gründer, Besitzer, Leiter und Hauptoperateur dreier großen Kliniken, von denen wie gesagt eine sich in Meran, die andere in seinem ständigen Wohnsitz, dem schönen Tegernsee, die dritte in München befindet, behandelt er alle gratis. Die Reichen haben nur freiwillige Beisteuer zu den großen Kosten dieser Etablissements zu leisten.

Doch solche Fälle können kaum angeführt werden, wenn man die prosaische Frage des nöthigen Honorars behandelt, denn der Medicin widmen sich im allgemeinen doch weder königliche Prinzen, noch die Söhne der Finanzgrößen, sondern solche, welche, ohne viel Rhetorik von Priesterthum und Mission, darin einen ehrenhaften Beruf sehen.

Einige davon finden vielleicht auch eine Art sich zu bereichern, aber der Reichthum des Arztes ist immer eine relative Sache. In einer Stadt z. B., in welcher man zwanzig arm geborene Kaufleute findet, die als Millionäre sterben, gibt es vielleicht zehn Advocaten, welche reich, wenn auch keine Millionäre werden und fünf Ärzte, die auch Geld ansammeln, wenn auch weniger als die Advocaten. Wenn man unter diesen fünf noch genauer unterscheiden will, so wird sich zeigen, dass drei davon Chirurgen sind.

Der Gründe, weshalb der Arzt so viel schwerer den goldenen Boden in seinem Berufe findet als andere, sind vielerlei, einer der hauptsächlichsten ist, dass sich der Arzt in der Regel erst einen Namen erwirbt, wenn er schon den Höhepunkt des Lebens erreicht hat und von da bis zum Ende ist eine solch kleine Spanne Zeit, dass auch der thätigste Mann mit der eisernsten Gesundheit nicht immer allen an ihn gestellten Anforderungen genügen kann. Und während in den Händen des Kaufmanns zwei und zwei vielleicht zwanzig und noch mehr machen, macht es beim Arzt im besten Fall immer nur vier.

Infolge der Heuchelei, die unsere alte Welt beherrscht, lassen sich die Ärzte auch nur sehr ungern darauf ein, die Frage des Honorars zu besprechen, selbst ich fühle so eine Art Schuldbewusstsein, während ich dies Capitel schreibe. Dennoch zählen viele Ärzte, die dies nie gestehen würden, vielleicht während sie sich zum Kranken begeben, an den Fingern das zu erwartende Honorar ab.

Juhel-Renoy erzählt, dass jemand einen berühmten Componisten fragte, was er denn gedacht habe, während er eine seiner Romanzen componierte, und dieser antwortete: „Ich dachte, wieviel mir der Verleger dafür bezahlen werde.“ — So, fügte Juhel-Renoy bei, denken wohl auch manche unter uns, die es allerdings nicht zu sagen wagen und was ist schließlich natürlicher als dies?

Merkwürdig ist es übrigens, dass gerade jene Ärzte, welche immer die größte Gleichgiltigkeit für den elenden Mammon bezeugen, das größte Geschick darin entwickeln, ihn zu suchen und anzuhäufen. In dem ersten Congress der Universitätsprofessoren, welcher vor einigen Jahren in Mailand stattfand und so ausgezeichnet verlief, dass niemand die Kühnheit hatte, einen zweiten zu veranstalten, erlaubten sich einige den Vorschlag zu machen, man möge eine Petition an die Regierung richten, die Gehälter der Professoren so zu erhöhen, dass man wenigstens die Hälfte von dem bekomme, was ein Professor in Spanien, oder ein Drittel, was ein solcher in Frankreich bezieht, oder ein Fünfundzwanzigstel dessen, was einige (die Glücklichen!) Professoren in Oxford erhalten.

Dieser Vorschlag war gewiss bescheiden und vernünftig, er hatte nichts an sich, was darauf schließen ließ, dass sein Autor vielleicht ein wenig das geistige Gleichgewicht verloren habe. Und doch wäre es besser gewesen, er wäre nicht gemacht worden!

Ein Professor, welcher nur wenige Vorlesungen hielt, da ihm die Ausübung seiner chirurgischen Praxis und die Verwaltung seines Milliönchens nicht Zeit für mehr übrig ließ, erhob sich, vibrierend vor heiliger Entrüstung, Schamröthe auf den Wangen, rief das Gedächtnis Hippokrates, Galenos, Pareos, und ich weiß

nicht, was noch alles an, erinnerte an die Märtyrer unserer nationalen Wiedergeburt, stempelte die Gegner zu Bettlern, citierte England, wo man nie so etwas Niedriges thun würde (auch unnöthig bei solchen Gehältern!) und kam nach alldem endlich zu der Schlussfolgerung, dass kein Professor, der etwas auf seine Würde hielte, von Erhöhung des Gehaltes sprechen könne.

Wer trotzdem nicht ganz überzeugt war, verließ schleunigst den Saal, um sich und seine „Niedrigkeit“ zu verstecken.

Allerdings stellt sich nicht bei allen Ärzten, die reich werden, auch die Geldgier und der Geiz ein, manche werden reich, ohne es selbst zu wissen, ohne bei jeder Behandlung erst den Nutzen zu berechnen.

Ein alter Notar von Turin hat mir erzählt, dass er dem Kaufe eines Palastes durch Riberi beiwohnte, welcher seinerzeit als Chirurg in Piemont einen Namen hatte, wie keiner nach ihm. Riberi entnahm der Schublade seines Schreibtisches noch nicht geöffnete, große und kleine Geldrollen, von Scudis und goldenen Napoleons und fieng an, aufzuzählen, bis er die gewünschte Summe, zweihunderttausend Lire, beisammen hatte.

Er hatte offenbar nie daran gedacht, dies Geld nutzbringend anzulegen, wohl kaum gewusst, wieviel er besaß.

Nie, zu keiner Zeit und an keinem Ort, war es möglich, die ärztlichen Honorare in Form eines Tarifes zu regeln, denn nichts ist so wechselnd als der Verdienst desjenigen, der behandelt und die Börse des zu Behandelnden.

Die Ärzte einiger Gesellschaften in London machen die Krankenbesuche für zwei Schillinge die Woche, während man für eine Consultation gewisser Größen Tausende Pfund Sterlinge bezahlt.

Einem tüchtigen Geburtshelfer auf dem Lande schenkt man einen halben Sack Kastanien für eine gelungene Operation und als Depaul von Paris nach Brasilien gerufen wurde, um der Kronprinzessin seine Hilfe angedeihen zu lassen, bot man ihm eine Million!

Die Reise Depauls war allerdings ein Ereignis, das nicht alle Tage vorkommt; denn in der Regel erringen sich nur die Theatergrößen solche hohe Ehren und Honorare.

Als Depaul in Rio de Janeiro ankam, wurde er mit großem Misstrauen seitens der öffentlichen Meinung und der bei dieser außerordentlichen Gelegenheit auch außerordentlich einigen — Collegen empfangen, sah aber diese Meinung plötzlich und vollständig umschlagen, als es bekannt wurde, dass es nur der Kunst des Franzosen gelungen war, nach vielen Schwierigkeiten den künftigen Thronerben (wie man damals sagte) ans Licht der Welt zu bringen.

Er selbst erzählte einem Journalisten, welcher sich beeilte, ihn zu interviewen, kaum dass er den Fuß auf europäischen Boden gesetzt hatte, Folgendes:

„Nach dem Ereignis waren meine Zimmer vom Morgen bis zum Abend mit Personen angefüllt, welche mich — ganz gegen meinen Willen — nöthigten, ihnen meinen ärztlichen Rath zu geben. In acht Tagen hatten sich auf diese Weise mehr als fünfzehntausend Franken auf meinem Schreibtisch angehäuft."

Man hat oft versucht, die Honorare nach der Schwere des Falles zu berechnen, aber das ist nie gelungen und wird nie gelingen. Nur die Chirurgen konnten diese Methode einführen, aber in der Chirurgie sind die Unterschiede zwischen einem Fall und dem andern so in die Augen springend, dass auch der Laie ohne Schwierigkeit dieser Rechnung folgen kann. In der inneren Medicin liegt die Sache anders, hier kann nur der Arzt Richter über die Schwierigkeit des Falles sein: der Client wird sich schwerlich davon überzeugen lassen, dass der Arzt, welcher eine keimende Ansteckungskrankheit rationell behandelt und in zwei Tagen vernichtet hat, eigentlich mehr verdient als jener, der ihn an derselben Krankheit, nachdem er dieselbe ganz gemächlich sich entwickeln ließ, zwei Monate lang behandelt.

Mantegazza hat eine Geschichte erzählt, in welcher er selbst die Hauptperson ist und da sie so gut zu unserem Falle passt, lasse ich ihm das Wort.

„Als ich Arzt in Amerika war" — und wo war er nicht Arzt, unser unerschöpflicher College? — „befand ich mich eines Abends in einer Gesellschaft, in welcher ein Herr, der sich gerne als Philanthrop und Philosoph ausgab, seine ganze Redekunst und Lungenkraft aufbot, um die andern zu überzeugen, dass man dem Arzt nicht ein Gewisses für jeden Besuch geben dürfe, wie einem Taglöhner, sondern, dass man ihn je nach dem moralischen Wert seiner Behandlung oder seines Rathes nobel entschädigen solle. Oft sei es ein goldenes Wort, welches das Leben eines Clienten rettet, und dies sei gewiss mehr wert, als Charpie, Salben, Pillen 2c. anzuwenden, für welche der Arzt oft hundertmal mehr Zeit braucht als für einen hygienischen Rath, mit dem er vielleicht ein Opfer aus eminenter Gefahr errettet.

Mir schien, dass dieser Herr ganz recht habe und ich ließ ihn daher ruhig sprechen.

Aber mein Geschichtchen ist noch nicht zu Ende. Bald nach jener Unterhaltung erkrankte jener Herr an einem Fingergeschwür und ließ mich rufen. Es war eines jener Übel, die ganz gut auch ohne Arzt, ja oft besser ohne, als mit vielen Ärzten heilen, aber der Kranke war reich und sein Reichthum und sein Rang verlangten zwei bis drei Besuche pro Tag, ein Kommen und Gehen unzähliger Pflaster, Salben, Kataplasmen, kurz die Anwendung einer ganzen Apotheke.

Als der gute Herr trotz all dieser Dinge vollständig geheilt war, ließ er mich nach der Sitte des Landes um meine Rechnung bitten und ich, seiner schönen Worte über diesen Gegenstand gedenkend, sandte ihm, ungeachtet der vielen Besuche, die ich gemacht hatte, eine Rechnung von zehn Lire, soviel, als wenn ich bei uns zehn Soldi verlangen würde.

Doch das Geschichtchen ist noch nicht zu Ende.

Einige Zeit nach diesem Vorfall merkte der gute Herr, dass er schwer athme, dass er des Morgens Katarrh habe, kurz, dass seine Gesundheit eine schwankende geworden sei. Er ließ mich aufs neue holen und ich wusste nach einigem Befragen, dass er

viele Stunden lesend und schreibend an seinem Schreibtisch in einem kleinen Studierzimmer verbrachte und dass er in einem kleinen, stets geschlossenen Zimmerchen schlief und sagte ihm: — Sie sind noch nicht wirklich krank, aber Sie werden es werden und zwar sehr schwer, wenn Sie fortfahren, so schlechte Luft zu athmen am Tag und noch schlechtere des Nachts. Studieren und schlafen Sie bei geöffnetem Fenster und unterbrechen Sie oftmals Ihre sitzende Lebensweise, um zu energischem, gründlichem Athemholen zu kommen.

Der gute Herr befolgte getreulich meinen Rath, er genas vollkommen von seinen Übeln, fühlte sich verjüngt, voll Energie und Thatkraft, wie er es sich nie vorher hätte träumen lassen, aber diesmal verfiel er in jene Sünde, welche, wie ich glaube, die eigentliche Sünde Adams war und nach welcher das Sprichwort entstand: „Machet, was ich sage, aber machet nicht, was ich mache", und ließ mich nicht nach meiner Rechnung fragen.

Aber ich hatte seine schönen Worte über die Würde und den Adel der Heilkunst und seine richtigere, bessere Weise, den Arzt zu enschädigen, noch immer nicht vergessen und sandte ihm, ohne dass er sie verlangt hat, folgende Rechnung:

Für einen, dem Herrn N. N. ertheilten hygienischen Rath, welcher ihn vor einer drohenden, gefährlichen Erkrankung bewahrte und sein Leben um viele Jahre verlängert hat, Lire 500.

Und der gute Herr, welcher wirklich gut war, dankte, bezahlte und, was noch besser ist, erinnerte sich stets mit Vergnügen seines „doctorcito italiano".

Hier endigt Mantegazzas Geschichte.

Aber nachdem wir sie mit Vergnügen gelesen und uns der guten Gesinnung jenes guten Herrn und seines „doctorcito" erfreut haben, kann man sich nicht verhehlen, dass, wenn man diese Theorie bis zu ihren äußersten Consequenzen verfolgen würde, man dahin käme, den Arzt zwar zu bezahlen, wenn der Kranke geheilt ist, nicht aber, wenn derselbe stirbt.

Aus langer Erfahrung weiß ich ganz gut, dass manche Clienten sich diesen letzteren Theil der Theorie ohnehin angeeignet

haben, aber sie lassen wenigstens dem Arzt das Recht, zu sagen, dass sie ihn beraubt haben. Auch bleibt noch immer die Frage offen, ob diese Leute bezahlt hätten, wenn der Kranke genesen wäre? denn der Arzt hat doch deshalb nicht weniger gethan, nicht weniger sein ganzes Wissen und Können eingesetzt.

Aber man darf und kann in medicinischen Sachen nicht allzu scharfe, logische Schlüsse ziehen, man würde es sonst wohl manchmal so machen, wie jener Provinzbewohner, der, als er in Mailand Zahnschmerzen bekam, zu einem berühmten Zahnarzt am Domplatz lief, welcher ihn im Augenblicke von dem Quälgeist befreit hatte.

„Was bin ich schuldig?" fragte der Patient.

„Zehn Lire."

Der biedere Provinzler machte große Augen, bezahlte, und suchte dann wieder seine Freunde im Café auf.

„Wie gefällt dir Mailand? — fragte ein Städter — das ist ein Leben, he? und ein Reichthum!"

„Mehr als Reichthum, man verdient hier das Geld im Handumdrehen."

„Wieso?"

„Nun ich ließ mir eben einen Zahn ziehen, der Zahnarzt hatte ihn im Nu und ich habe zehn Lire bezahlt."

„Und was weiter?"

„Was weiter! in Abbiategrasso ließ ich mir mal einen Stockzahn reißen, der Zahnarzt zog eine gute halbe Stunde und verlangte nur zwei Lire!"

Man kann nun einmal nicht die Wichtigkeit der Krankheit und das Resultat der Behandlung zur Richtschnur für das Honorar nehmen, sondern immer nur die respective Stellung des Arztes und die Verhältnisse des Clienten.

Trotzdem man jetzt seit einem Jahrhundert von socialer Nivellierung spricht, gibt es heute, mehr sogar als in vergangener Zeit, in der ärztlichen Welt die Aristokratie, welche das Haupt hoch trägt und sich um niemanden bekümmert, die Bourgeoisie, die zu-

frieden ist und die Menge des Volkes, welche murrt, streikt und demonstriert. Das Publicum, das dem Professor oder dem Arzt mit großem Namen ein hohes Honorar gibt, gibt dem mittleren Arzt weniger; und noch weniger, d. h. wenn es ihn überhaupt bezahlt, dem bescheidenen Praktiker, der in Turin unter dem Dache und in Palermo im Erdgeschoss seine Clienten aufsuchen muss.

Jeder Arzt wiederum, welcher der drei Kategorien er auch angehört, richtet sich in der Honorarfrage nach den Verhältnissen des Clienten und ohne sich von den localen Gewohnheiten zu weit zu entfernen, wird er doch immer seine Rechnung der Börse des Bezahlenden anpassen. Derselbe Doctor, welcher sich von dem reichen Banquier zehn geben läst, begnügt sich mit fünf bei dem kleinen Kaufmann und verlangt nichts von dem armen Flickschuster.

Natürlich schleichen sich auf diese Weise auch mehr oder minder große Missstände und Härten ein; der habgierige Arzt wird sich bemühen, die pecuniären Verhältnisse des Clienten in einem besseren Lichte zu sehen und der geizige Client wird die Bedeutung des Arztes herabzudrücken suchen. Es ist eben alles der Willkür des Einzelnen überlassen.

Man erzählt den Fall, dass ein ganz unbedeutender und unberühmter Geburtshelfer in Paris eine fremde Dame für seinen Beistand um achttausend Franken — (ich weiß keinen anderen Ausdruck!) bestahl.

Ein anderer nicht weniger unbekannter Arzt nahm einem Amerikaner, der sich während der letzten Ausstellung in Paris aufhielt, 30.000 Franken ab für die Heilung seines an Diphtherie erkrankten Kindes. Und weiß der Himmel, ob es überhaupt Diphtherie war!

Ähnliche Dinge sagte man früher unserem Sicilien nach, aber jetzt geschehen sie im Schatten des Eiffelthurms!

Gar nicht zu sprechen von anderen berufsmäßigen Verbrechen, welche in Paris laut Déchambre ziemlich häufig sind und selten, oder besser nie, in Italien vorkommen. Das saubere Geschäft wird

in folgender Weise gemacht. Ein Arzt behandelt einen Kranken, an einem gewissen Punkt erkennt er, dass eine chirurgische Operation nöthig sei und empfiehlt hiezu den Dr. Z. Nachdem die Rechnungen gestellt sind, gibt der Chirurg, welcher, sagen wir, 1000 Franken erhalten hat, 200—300 davon dem Arzt, der von dem Clienten auch schon mit 100 Franken bezahlt wurde.

Bei uns erregt glücklicherweise schon die Erzählung solcher unsauberer Manipulationen ein Gefühl des Ekels, in Paris hat die Sache nicht nur ihre Praktiker gefunden, sondern, was schlimmer ist, auch Leute, die wie Déchambre, schreiben und drucken, dass daran nichts Tadelnswertes ist.

Danach hätte auch ein anderer Schacher nichts Verwerfliches an sich, den das boshafte Publicum oft den Ärzten und Apothekern nachsagt, dass diese beiden sich gegenseitig helfen und am Schluss des Jahres den Nutzen theilen. In Wirklichkeit glaube ich, dass diese Praktik bei uns nicht ausgeübt wird. Wir sind noch primitiv. Aber in Hinblick auf unsere Nachbarn, mit welchen wir so viele Tugenden und Laster gemein haben, muss ich doch bemerken, dass nicht alle ein solch weites Gewissen haben, wie Déchambre, was wohl am besten durch einige Zeilen bewiesen wird, in welchen Juhel-Renoy noch mehr als die Ärzte, jene verurtheilt, welche sie zur Corruption verleiten wollen, oder derselben fähig halten.

Die Frechheit der Industriellen, sagt Juhel-Renoy, ist heute so groß, dass es ein Glück ist, wenn man sie ein wenig niedriger hängen kann. Ich bin überzeugt, dass ein großer Theil der Collegen die Entrüstung theilt, welche mich jedesmal ergreift, wenn ich unter meinen Postsachen die Reclamen von pharmaceutischen Specialitäten oder ähnlichen Dingen finde, mit der bekannten Bemerkung: — remise d'usage a. m. m. les médecins. — Es gibt in Paris eine Horde Fabrikanten, welche zu glauben scheinen, dass es bei den Ärzten Usus sei, sich bei ihnen die Procente für die Bruchbänder und Gummistrümpfe zu holen, welche sie ihren Patienten verordnen mussten, dass es Usus sei, dass der Apotheker von jedem Recept, was er macht, ein Gewisses

zu Gunsten des Arztes berechnet. Meine Stimme ist nicht stark genug, um zu protestieren gegen solche Gewohnheiten, die man uns hier zuschreibt; nach und nach ist davon manches zu den Ohren der Clienten gedrungen und nun gibt es welche, die uns die Beleidigung anthun, uns zu fragen, welches unsere Apotheke sei. Es macht mir ein besonderes Vergnügen, jedesmal, wenn ich dazu Gelegenheit habe, zu erklären, dass wir keine bestimmten Apotheken haben, dass es gleichgiltig sei, in welcher Officin das Präparat gemacht wird, wenn es nur gut gemacht wird.

Man muss diesen Verleumdungen ein Ende machen, der Arzt darf nicht für den Makler chemischer Producte gehalten werden und ich rathe meinerseits den Collegen, die Producenten von Specialitäten so zu empfangen, wie sie es verdienen, wenn sie kommen, um unsere Gutachten und Empfehlungen zu erbitten, um mit unseren Namen Geld zu verdienen.

Der Arzt soll makellos dastehen und nie erlauben, dass man von ihm sagt, er befolge kaufmännische Usancen. Wenn er eine Specialität verschreibt, oder ein gewisses Bad empfiehlt, oder die Zuziehung eines Collegen wünscht, soll auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf ihn fallen können.

Nun sieh mal, wo uns unsere Abhandlung hingeführt hat, du fleckenlose, schneeweiße Seele meines guten Freundes und Collegen, der du verloren bist in den Schluchten Tarantasias, der du in deiner Person die dreifache Eigenschaft des Arztes, Apothekers und der Hebamme vereinigst und nie Pillen und Specialitäten verschreibst, weil du von ihrer Nutzlosigkeit überzeugt bist und wohl auch fürchtest, die Bosheit deiner Gebirgler möchte dich, den Arzt, der Übereinstimmung mit dir, dem Apotheker, verdächtigen!

Nach alledem bin ich überzeugt, dass China trotz seiner erst kürzlich erhaltenen Schläge uns Occidentalen in vielen Beziehungen weit über ist, und dass jener zu Napoleons Zeiten lebende Prinz von Coburg-Gotha nicht so unrecht hatte, als er seinen Palast,

seine Gärten und seine Hofhaltung nach dem Muster des himmlischen Reiches einrichtete.

Der Kaiser dieses himmlischen Landes hat eben, trotzdem er der „Sohn des Himmels“ heißt, auch wie der letzte seiner Unterthanen an Kopf-, Zahn- oder sonstigen Schmerzen zu leiden, braucht daher auch einen Arzt für seine heilige Person. Aber er gibt ihm nicht wie seine hohen Collegen in Europa ein bestimmtes monatliches Gehalt oder die üblichen kostbaren Geschenke in Krankheitsfällen, sondern dieser Arzt bekommt täglich eine gewisse Summe, die jedoch sofort eingezogen wird, sobald der Souverän die geringsten Zeichen von Unwohlsein äußert, die Suspendierung dieses Gehaltes dauert solange als die Krankheit, gleichviel, ob dieselbe kurz oder lang sei.

In Italien sind die Honorare der Ärzte im allgemeinen sehr bescheiden, sowohl im Süden als im Norden; höher sind sie in anderen Ländern Europas, weil eben auch die Bezahlung des Arztes, wie die jedes anderen körperlich oder geistig Arbeitenden im Verhältnis zum allgemeinen Wohlstand steht.

In einigen Theilen Europas, wie in Russland und England, herrscht ein zwar sehr logischer und bequemer, aber nach unserem Empfinden demüthigender Gebrauch. Nach jeder Visite reicht dort der Herr des Hauses oder ein Bediensteter dem Arzte auf einem Teller das betreffende Honorar.

In Frankreich und Deutschland ist es der Arzt, welcher am Ende des Jahres dem Clienten die Rechnung schickt. Den Arzt während einer Krankheit oder im Laufe des Jahres ohne speciellen Grund darum fragen, hieße so viel als: „Ich danke sehr, ich habe Sie nicht mehr nöthig, weder jetzt noch später!“

In Italien gibt es verschiedene Weisen, im Norden herrschen die französischen Regeln vor, im Süden bezahlt der Client meist am Ende des Jahres, ohne eine Rechnung zu erwarten und zu verlangen, doch haben es manche Ärzte auch hier eingeführt, die Rechnungen am Ende des Jahres zu senden und viele Clienten verlangen sie auch um diese Zeit. Übrigens gibt es in unseren an

Charakter, Sitten und Gewohnheiten so verschiedenen Ländern, wie in allen Dingen, so auch hier, große Abweichungen von Stadt zu Stadt.

Darin stimmen sie allerdings alle unter sich sowohl, als auch mit anderen Ländern Europas überein, dass so mancher geheilte Patient es für besser hält, den Doctor nicht mehr zu stören, indem er die so vulgäre Rechnung verlangt oder ihm den erniedrigenden, demüthigenden Obulus schickt.

Der auf diese Weise beraubte Arzt kann dann, wenn er Lust dazu hat, zum Kadi laufen; ich habe auch einige gekannt, die dies wirklich gethan haben.

In Frankreich und in Belgien haben die Bücher der Ärzte auch gesetzliche Beweiskraft und ist ihnen auf diese Weise das Vorgehen gegen solche Clienten erleichtert. Doch es liegt nicht im Sinne dieses Büchelchens, noch weiter in solch kaufmännische Einzelheiten einzudringen und so will ich denn mit einem Aphorismus und zwei Anekdoten schließen.

Der Aphorismus für das Publicum und die Anekdoten für die Ärzte.

Ich weiß nicht, welcher Jünger Schopenhauers es geschrieben hat: „Der Arzt, welcher sein Honorar von der spontanen Dankbarkeit seiner Clienten erwartet, ist jenem Reisenden zu vergleichen, der am Fluss, um das andere Ufer zu erreichen, wartete, bis das Wasser seinen Lauf beendet hätte."

Nun die Anekdoten: Ein Chirurg, welcher an jemandem eine schwere Operationen vorgenommen hatte, sandte nachher eine Rechnung von enormer Höhe. „Aber Sie hätten mir vorher sagen sollen", meinte der Client, „dass es Ihr Beruf sei, die Börse oder das Leben zu verlangen!"

Man kann sich ungefähr vorstellen, was für ein Gesicht der Chirurg machte; ein längeres mochte allerdings noch jener andere gemacht haben, zu welchem eine Mutter kam, um ihm zu danken für die glücklich gelungene Operation, welche er an ihrem Sohne ausgeführt hatte.

„Ich bitte Sie, diese kleine Arbeit von mir als Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit anzunehmen", sagte diese, ihm eine von ihr gestickte Börse reichend.

„Ich danke Ihnen sehr" — antwortete der Chirurg — „ich nehme sehr gerne Ihr Geschenk, aber natürlich, ohne deshalb auf mein Honorar von 2000 Lire zu verzichten."

„Dann entschuldigen Sie" — erwiderte die Dame — die Börse nochmals zurückziehend und ihr zwei Tausendlirebillete entnehmend, es waren viertausend Lire und es ist doch recht und billig, dass unsere Rechnung in Ordnung sei."

Die großen Städte haben einen solchen Überfluss an Ärzten, dass es nur wenigen durch besonderes Glück oder Genie gelingt, sich eine hervorragende Stellung zu erwerben, und während diese wenigen eine ganz außerordentliche Höhe einnehmen, bleibt die Mehrzahl auf einer sehr tiefen, bescheidenen Stufe. In London sind soviele Ärzte, dass viele die Besuche für wenige Penny machen, und in Wien ist die Zahl der Ärzte im Verhältnis zu den Einwohnern noch größer.

Man rechnet, dass in London auf je tausend Einwohner ein Arzt kommt, während sich in Wien schon je fünfhundert eines solchen zu erfreuen haben.

Zudem bezeigt in diesen Städten die Zahl der Ärzte noch immerzu die Neigung zu steigen, und da ich mich an eine vor zehn Jahren erschienene Statistik halte, können meine Angaben natürlich keinen Anspruch darauf machen, noch vollständig richtig zu sein.

In Italien sind im ganzen die gleichen Verhältnisse, vielleicht noch ein wenig schlechter.

Um nur vorwärts zu kommen — wie man zu sagen pflegt — besuchen und behandeln die Anfänger ihre Clienten gratis oder begeben sich in die Abhängigkeit von Polikliniken, Krankenhäusern, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w.

Dadurch sehen jene Ärzte, welche ehemals die kleinen Leute behandelten, sich nun auch von diesen Clienten verlassen, weil viele, die zwar Geld für Theater und Landpartien haben, es doch vorziehen, in Krankheitsfällen den Ärzten der „Armen" zuzulaufen, welche ihnen in solch verschwenderischer Fülle zu Gebote stehen. Es bleiben also als eigentliche Clienten fast nur die „Großen" übrig, welche aber natürlich auch nur für die großen Ärzte in Betracht kommen.

Und inmitten dieser Misère und Niedrigkeit, dieses Kampfes ums tägliche Brot, findet man dann einen Péan, welcher in Paris eine Million jährlich verdienen soll, einen Köberle, welcher von einer Prinzessin für eine Ovariotomie eine halbe Million erhält und einen Spencer-Wells, welcher mehr als tausend Ovariotomien gemacht und mit je 100—200.000 Lire bezahlt erhalten hat und der, wenn er zu einem Congress geht, wie beispielsweise in Kopenhagen, sich, um den Collegen zu imponieren, seinen Wagen mit Pferden von London schicken ließ und eine ganze Etage des ersten Hotels für sich allein in Beschlag nahm, wie ein indischer Rajah.

Da gerade vom Rajah die Rede ist, fällt mir auch der Fall jenes Dr. Freyer ein, der, als Militärarzt nach Indien gekommen, das Glück hatte, sein Standquartier bei dem Rajah von Ramzour zu erhalten. Dieser wurde von einem Rheumatismus articularis acutis befallen, und nachdem der Arzt ihn ein paar Monate behandelt hatte, hatte er die doppelte Genugthuung, nicht nur seinen Rajah gesund zu sehen, sondern auch noch zehntausend Pfund Sterling und die üblichen Geschenke an Perlen und Diamanten zu erhalten.

Solche Fälle scheinen aber speciell für die englischen Ärzte reserviert zu sein, denn auch zu Zeiten Katharina II. war es ein Engländer, Dr. Dimdale, welcher nach Petersburg berufen wurde, um die Kaiserin zu impfen. Für diese großartige Leistung erhielt er (freut euch, Collegen auf dem Lande!) 250.000 Lire Honorar, 25.000 Lire Reisespesen, 12.500 Lire jährliche Pension und die

herkömmlichen Geschenke, wie das Bild der Kaiserin, den Baronetstitel und noch einige solche Kleinigkeiten.

Den Ärzten Italiens blüht kein solches Glück!

Auch bei uns gibt es ja Ärzte und Chirurgen, welche ganz anständige Honorare erhalten, aber immerhin nur Kleinigkeiten im Verhältnis zu jenen Fällen. Doch ich will aus leicht verständlichen Gründen keine Namen und keine Ziffern nennen, es könnten sonst auch einige Steuerboten rebellisch werden.

Heutzutage besitzen also manche Ärzte ein fürstliches Einkommen, und die Fürsten kennen auch die beste Weise, den Ärzten ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Ehemals liefen die Dinge, besonders für jene Ärzte, welche die Gewaltigen der Erde zu ihren Clienten zählten, nicht so glatt ab.

Im alten Persien ließ bei dem Tode jedes Königs der Nachfolger den Arzt seines Vorgängers tödten und ihm die Haut abziehen. Dies geschah, wie Lescona sagt, um seine eigenen Ärzte zu desto größerem Eifer und Achtsamkeit anzuspornen.

Der Kaiser Caracalla dachte nicht so, denn er ließ, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen war, die Ärzte, die ihn behandelt und geheilt hatten, ebenfalls tödten, wahrscheinlich wollte er sie dafür strafen, dass sie die Dummheit begangen hatten, ihn am Leben zu lassen.

Viele Clienten wünschten wohl, dass man auch heute noch so mit den Ärzten verfahren könnte, um sich auf diese Weise von jeder Verpflichtung des Dankes frei zu machen.

Doch Caracalla war auch eine Ausnahme, die Regel war das persische Verfahren.

Man weiß, dass Alexander der Große, um seinen Schmerz über den Tod seines Freundes Hephästion zum Ausdruck zu bringen, seinen Pferden die Haare scheeren ließ, dass er das heilige Feuer verlöschen und einige Tausend Gefangene tödten ließ; dass

er, nach unserem Gelde circa fünfzig Millionen Lire für die Leichenfeierlichkeiten ausgab, aber nicht alle entsinnen sich vielleicht der kleinen Episode, die sich inmitten all dieser Verwirrung noch abspielte. Alexander ließ auch den Tempel Äskulaps verbrennen und Glancia, den Arzt Hephästions, kreuzigen! »quod negligentus morbum Ephestionis curasse putaretur.«

Bei den Türken war das Pfählen der Ärzte eine gewöhnliche Sache. Aber hier war es nicht nur der Nachfolger, der auf diese Weise seine Liebe für den Verstorbenen beweisen wollte, sondern oftmals wurde auch ein Arzt während der Krankheit aufgespießt, um den anderen eine heilsame Lehre zu geben.

Ich weiß nicht, welcher Selim, Großsultan der Türken, es war, der seinen Arzt nach einigen Tagen der Krankheit ins Jenseits beförderte, bevor jener noch Zeit gehabt hatte, ihn dahin zu bringen.

In Zeiten, die uns näher liegen und unter schon etwas mehr cultivierten Orientalen scheint man die geringen Kenntnisse, welche die dortigen Ärzte und vor allem die Chirurgen ihr eigen nannten, als Kriegswaffe benützt zu haben.

Lessona erzählt auf Grund einer Mittheilung Dr. Pollaks, dass ein türkischer Derwisch nach Teheran gieng und sich dort, ohne durch übermäßiges Wissen beschwert zu sein, als Augenarzt niederließ. Fünf Perser, welche an einer Augenkrankheit litten, kamen zu ihm, um sich operieren zu lassen und da, wie es scheint, in jenem Lande immer noch die alten guten Bräuche herrschen, machten sie folgenden Vertrag: Wenn er ihnen ganz perfect wieder zu ihrem Augenlicht verhelfen würde, wollten sie ihn vielleicht bezahlen, im entgegengesetzten Fall sollten sie das Recht haben, ihm die Hand abzuschneiden.

Der Augenarzt par excellence machte die Operation und natürlich wurden alle fünf blind.

Die Erblindeten wollten nun die Hand und da der Operateur ich weiß nicht, welche Einwendungen machte, liefen sie zum Gouverneur. Dieser, ein neuer Salomon, sprach ein Urtheil, welches ver-

dient, in Erz gegraben zu werden: „In Anbetracht dessen, dass es unmöglich ist, dem Angeklagten fünfmal die Hand abzuschneiden und so jedem der fünf zu seinem Rechte zu verhelfen, halte ich meinerseits diesen Theil des Vertrages für hinfällig. Aber da der Angeklagte in einem Lande geboren ist, welches immer mit uns im Krieg liegt, so soll dieser Mann in seine Heimat geschickt werden, um dort seine Kunst auszuüben, denn auf diese Weise werden unsere Feinde soviel Schaden haben, als wenn wir ihnen ein persisches Heer schickten."

Historische Erinnerungen!

Einige Jahrhunderte früher erließ ein König von Schottland eine ähnliche Anordnung. Er bemerkte, dass so viele seiner Unterthanen durch die Unkenntnis der jungen Ärzte, welche dort die Heilkunst ausübten, einem frühen Tod anheimgegeben waren, und erließ deshalb ein Decret, dass kein Arzt mehr in seinen Staaten prakticieren dürfe, der nicht die kurze Zeit von zwanzig Jahren in einem feindlichen Staat erst seine Kunst ausgeübt habe.

Und nicht viel anders ist heute das Verlangen so vieler Gemeinden, dass der zu wählende Arzt wenigstens schon seit zehn Jahren diplomiert sein soll.

Wenn alle Gemeinden und Institute, die einen Medicus nöthig haben, diese Bedingung stellen, dann bleibt schließlich die schwer zu beantwortende Frage, was denn die Ärzte in den ersten zehn Jahren ihres Doctorates machen sollen?

Doch wenn es wirklich diplomierte Ärzte gibt, die dem Leben ihrer Clienten gefährlich werden können, so gibt es doch auch sicher Clienten, die dem Leben der Ärzte gefährlich sind und zwar auf eine grausame Weise.

Wir haben schon gesehen, wie viele Fallstricke, wie viele Feinde die Existenz der Nachfolger Hyppokrates' bedrohen, aber wir haben noch nichts von dem schlimmsten, unerbittlichsten seiner Feinde gesprochen, dem Clienten, der nicht bezahlt!

Wenn ich sage, der Client, der nicht bezahlt, so meine ich jene gemeine Species, welche, obwohl sie sehr gut zahlen könnten, doch keine Lust haben, es zu thun. Von anderen Clienten, die nicht bezahlen und von welchen er auch keine Bezahlung will, hat ja jeder Arzt eine erkleckliche Anzahl.

Auch hier, wie in allen menschlichen Handlungen, herrscht aber das »do ut des«; auch die Behandlungen, die der Arzt in gutem Gauben gratis zu machen meint, sind regiert von einem allgemeinen Gesetz, welches man, eine Bezeichnung aus der Chemie nehmend, das „Gesetz der Äquivalente“ nennen könnte. — Der Millionär-Philantrop, welcher wohlthätige Institute gründet, gibt in Wirklichkeit nicht einen Centime, ohne eine entsprechende Vergütung zu erhalten.

Die Ehrenbezeigungen, die Titel, die Popularität, die Denksteine und Monumente entschädigen ihn reichlich, wenn er eitel ist; und ist er dies nicht, so belohnt ihn doch das Gefühl des Wohlthuns, die Danksagungen der Beschenkten und auch ihre Dankbarkeit.

Auch dem Anonymus, welcher tausend Lire für ein wohlthätiges Werk gibt, wird dies aufgewogen durch die Freude, die auch eine im Dunkel verborgene gute That gewährt, ganz abgesehen davon, dass ein Anonymus, welcher tausend Lire schenkt, sicher noch etliche mehr sein eigen nennt.

Der Arzt entflieht noch weniger als andere diesem Gesetze. Wenn er jung ist, behandelt er die Armen, weil sie ihm Reclame machen, und was ihm der Arme nicht geben kann, gibt ihm dann der Reiche; wenn ein Arzt keine Reclame mehr nöthig hat, wird er auch mit den Armen nicht mehr viel zu thun haben, wenn er sie doch noch behandelt, thut er es, weil er sozusagen die Verpflichtung fühlt, sie zu bezahlen für die Reclame, die ihm andere Arme seinerzeit gemacht haben oder weil es ihm eben eine innere Genugthuung bereitet, anderen Gutes thun zu können.

Es ist auch eine vielleicht in der ganzen Welt, sicher in Europa festeingebürgerte Gewohnheit, dass der Arzt die Honorare im Verhältnis zum Vermögen seines Clienten berechnet.

Wenn ein Arzt sich von den reichen, durchreisenden Fremden zehn, von dem Reichen des Ortes fünf, vom mittleren Bürger drei und vom Armen nichts bezahlen läßt, so geschieht dies, weil er seinen Besuch im Durchschnitt auf vier veranschlagt und wenn man rechnet, dass die Armen viel zahlreicher sind, als die reichen, reisenden Amerikaner, so ist die Durchschnittsziffer genau vier.

Diese Rechnung scheint gewöhnlich und die Ärzte werden im guten Glauben sein, dieselbe nie gemacht zu haben, nur weil sie selbst nie gründlich darüber nachgedacht haben; aber von wievielen Dingen glaubt man schließlich nicht, dass man sie nie gemacht habe?

Doch lassen wir dies, ich will jetzt nur von dem böswilligen Clienten sprechen. Und wenn ich gesagt habe, dass er einer der schlimmsten Feinde des Arztes ist, so sagte ich dies nicht nur, weil solche Clienten die Absicht haben, den Arzt Hungers sterben zu lassen, sondern noch mehr wegen ihres schlimmen Einflusses, der sich auf hundert verschiedene Arten bemerkbar macht. Wie viele unbegreifliche Feindschaften, wie viele Leute, die einen früher höflich gegrüßt hatten und jetzt bei zufälligen Begegnungen in ein Schaufenster sehen, wieviel Verleumdung vom „Hörensagen“ hat nicht der Arzt einem solchen Clienten zu verdanken, der ihn verlassen hat, ohne ihn zu bezahlen!

Die Familie, die eine theure Person verloren hat, wird sich manchmal an dem unschuldigen oder schuldigen Arzt für das Weh, das sie erlitten hat und noch erleidet, zu rächen suchen, aber, wenn sie den Arzt bezahlt, dauert die Sache nicht lange, die Frauen des Hauses werden sie vielleicht ein wenig in die Länge ziehen, die Männer jedoch werden nicht mehr Lärm machen, als nöthig ist; ganz anders liegt aber der Fall, wenn der Kranke gestorben ist und die Familie will den Arzt „nicht“ bezahlen.

Adieu dann dreißigjähriges, unermüdliches Studium, adieu Mitleid und Zuneiguug für den Kranken und seine Angehörigen, adieu Muth und hundertmal bewährte Uneigennützigkeit, dies alles gilt nichts mehr, wird verächtlich gemacht, in den Staub getreten für lange Zeit, für immer!

Das Fass des Regulus war ein Rosenbett im Vergleich zu jenem, in welchem unser armer Mann nun herumgeworfen wird.

Es ist klar, die Familie soll sich doch wegen ihrer unehrenhaften Handlung entschuldigen, vor ihrem eigenen Gewissen sowohl, als auch vor der Gesellschaft, da sie immer fürchtet, dass der Arzt vielleicht darüber spreche, dass er nicht bezahlt wurde, sie weiß aber auch, dass die Gesellschaft sich über dies nicht sehr verwundern wird, wenn sie erfährt, dass der Arzt seine Pflicht schlecht erfüllt, keine Kenntnisse habe rc. rc. und so braucht und missbraucht sie diese Nachsicht des respectablen Publicums auf das gründlichste.

Armer Arzt, wenn jene Familie über ihn spricht, aber noch bedauernswerter, wenn er alles wüsste, was über ihn gesprochen wird. Ich glaube wirklich, wenn er dies alles hörte, käme er entweder ins Irrenhaus oder er müsste seine Praxis aufgeben. Wenn er aber erst noch wüsste, was seine Collegen dem Geschwätz dieser Familie beifügen, dann bliebe ihm überhaupt nichts übrig, als der Selbstmord!

Um diesen und ähnlichen Widerwärtigkeiten zu begegnen, haben die Ärzte schon die ingeniösesten Listen und Schliche ausgedacht, aber selten wurden dieselben auch praktisch angewendet.

Die Amerikaner, als Leute, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen, brachten ein Mittel in Anwendung, das uns jenseits des Oceans mehr dreist als delicat erscheinen will, wenn man in einem Fall, in welchem von der einen Partei so wenig Delicatesse gezeigt wird, solche überhaupt von der anderen beanspruchen kann. Die medicinische Zeitung von Boston veröffentlichte eine, von allen Ärzten dieser Stadt unterzeichnete Bekanntmachung, in welcher gesagt wurde: „Es ist wohl allgemein bekannt, dass eine gewisse Classe von Personen existiert, welche ihren Verpflichtungen gegen die Ärzte nicht nachkommt. Die gewöhnlich allen Ärzten bekannte Methode, die diese Leute zur Anwendung bringen, besteht darin, einen Arzt nach dem andern zu rufen. Sie nehmen die

Hilfe des einen solange in Anspruch, bis die Zeit naht, in der sie ihn entschädigen sollten, dann geben sie ihm den Abschied, um einen anderen auf dieselbe Weise zu foppen. Damit unser Vorhaben vom Publicum nicht falsch beurtheilt wird, glauben wir noch besonders darauf hinweisen zu müssen, dass wohl in keinem Beruf mehr guter Wille, der leidenden Menschheit zu helfen, vorhanden sein kann, als in dem der Ärzte. Ein Blick in unsere Bücher könnte am besten überzeugen, dass jeder von uns gerne und eifrig den würdigen, ehrenhaften Armen zu Hilfe eilt. Aber um jene, die uns in unverschämter Weise missbrauchen, zu bekämpfen, werden die Unterschriebenen die Namen solcher Leute veröffentlichen und verpflichten sich gleichzeitig, denselben auch ihren Beistand nicht mehr zu leihen, es sei denn, dass die Barmherzigkeit solches fordert. etc. etc."

Man sieht, ein regelrechter Boycott.

Außer von dem Gelde spricht man dann auch oftmals von einer anderen Münze, der Dankbarkeit, von welcher man glaubt, dass die guten Handlungen mit ihr bezahlt werden. Aber es ist dies eine Münze, deren Cours noch mehr schwankt als die türkischen Rententitel, eine Münze, von welcher nur wenige Bevorzugte einen Fonds besitzen, die aber die meisten nie gesehen haben.

Den mitfühlenden Arzt erfasst eine große, tiefe Bitterkeit, wenn er sich von Undankbarkeit belohnt sieht, aber damit hat er vollständig unrecht.

Der Kranke verlangt von dem Arzte weder Zuneigung noch Mitleid, wenn ihm der Arzt diese doch entgegenbringt, so ist er im Verlust; da ihn niemand darum gebeten hat, hat er auch kein Recht, eine Erwiderung dieser Zuneigung zu erwarten.

Der Kranke will auch nicht behandelt, sondern einfach geheilt sein, nur dies ist ihm wichtig; wenn er dann geheilt ist, so weiß er keine bessere Art, seine Erkenntlichkeit zu zeigen, als den Arzt gut zu bezahlen; ist dies geschehen, gibt es keinerlei Verpflichtung für ihn, höchstens, dass seine Achtung vor dem Arzte ein wenig steigt.

Dankbarkeit zu hegen ist er nicht verpflichtet, weil er mit klingender Münze bezahlt hat; wenn er wirklich gleich nach der Heilung ein wenig davon im Grunde seines Herzen verspürt, so befreit er sich bald davon, indem er denkt, wie La Palisse: dass er vor allem geheilt wurde, weil eben die Krankheit nicht tödlich war, und dann, wie ihn der Arzt X. behandelt hat, würde ihn auch der Dr. Y. oder der Professor Z. behandelt haben.

Er wird sich vielmehr zur größeren Beruhigung seines Gewissens vielleicht noch fragen, ob ihn ein anderer nicht am Ende noch rascher geheilt hätte?

Entschädigt er aber den Arzt nicht materiell, dann haben wir ja gesehen, welche moralische Vergütung demselben von solchen Clienten zutheil wird.

Es wäre jedenfalls eines der interessantesten Schauspiele, wenn man Tag für Tag die Gefühle eines Arztes, der einen Kranken behandelt und jene des Kranken selbst oder noch besser, einer denselben durch Bande der Liebe und des Gesetzes verbundenen Person, z. B. seiner Gattin, verfolgen könnte.

Sehen wir hier ein wenig, was man lesen würde, wenn beide Theile ihre intimsten Gedanken und Gefühle einem Tagebuch anvertrauen würden:

Frau des Kranken.	**Arzt.**
3. Tag der Krankheit. „Wie falsch man manchmal urtheilt. Wir Frauen folgen immer dem ersten Eindruck. Als ich diesen Doctor nicht näher kannte, gefiel er mir gar nicht. Er gibt sich so ernst, dass ich es für Pose oder für Hochmuth hielt, aber jetzt habe ich mich überzeugt, dass es nur ein natürlicher Ernst ist, vermischt mit etwas Schüchternheit. Und jetzt finde ich ihn reizend, gelehrt, ohne alle Ziererei und als Arzt ersten Ranges. Ich bin	

sehr zufrieden, dass ich ihn gerufen habe, meinen Mann zu behandeln, obwohl ich hoffe, dass die Sache ohne Wichtigkeit ist.“

4. Tag der Krankheit.

„Jawohl, dieser Kranke interessiert mich mehr als andere und ich weiß selbst nicht, warum. Gewiss ist es nicht nur die Wichtigkeit des Falles, denn im Krankenhause sehe ich doch noch weit schwerere und denke oft nicht mehr daran, wenn ich den Krankensaal verlassen habe. Es ist wohl ebenso der Kranke selbst, als auch die Krankheit, welche mich beschäftigen. Es ist eine sehr bekannte Persönlichkeit in hervorragender Stellung, es ist das erstemal, dass ich ihn behandle, und dann ist seine Familie so gut und höflich, sie haben soviel Vertrauen zu mir, dass, während ich meine Verantwortlichkeit wachsen fühle, auch meine Kraft und mein Können sich verdoppeln.“

7. Tag der Krankheit.

„Die Krankheit ist in diesen paar Tagen so rapid gestiegen, dass ich wirklich selbst nicht mehr weiß, was ich denken soll. Mein Gott, mein Gott, wäre es möglich, dass ....? Nein, nein, nein, ich will mich nicht bei diesem fürchterlichen Gedanken aufhalten. Nein, nein, der Doctor sagt mir, dass ich nichts zu fürchten habe, und wenn er es sagt, bin ich sicher. Mein Gott, ich danke dir, dass ich die Hilfe eines so tüchtigen Arztes habe, welcher mir meinen Mann retten wird, gewiss, er wird

7. Tag.

„Wie aufgeregt bin ich doch! Ist mir je etwas Ähnliches passiert? Diese Nacht konnte ich nicht schlafen, weil ich fürchtete, dass ich ihm gestern ein Centigramm Cocain zuviel gegeben habe. Es war nöthig, dass der Tag kam, um mir Muth und Ruhe wiederzugeben. Im Moment, wenn ich mit dem Ankleiden fertig bin, gehe ich zu ihm und wenn es noch so steht wie gestern, will ich ihn alle vier Stunden wiedersehen ..... Und wenn sie dann sagen, ich verdopple meine Besuche, um .....?

ihn retten. Schon sechs, warum er nicht kommt? Er ist heute erst dreimal hiergewesen, ich will ihn bitten, öfter zu kommen. Aber wird er können? Und seine anderen Kranken? Wer weiß, ob unter ihnen nicht ein schwerer Erkrankter ist als mein Mann und ob nicht manche andere Frau oder Mutter ihn auch den ganzen Tag am Bette ihres Kranken zu sehen wünschte. Wirklich, wenn wir gut nachdenken, wie egoistisch sind wir! Und welch ein Leben hat doch ein gefühlvoller Arzt, welcher tagtäglich diesen Schmerzen, dieser Pein und diesem Jammer beiwohnt."

10. Tag.

„Meine Frau hat recht, wenn sie mich jeden Moment fragt: ‚Was hast du denn? Ist's B., der dich so gedankenvoll macht? O, mein Gott, sind die anderen geheilt, wird er auch genesen!' Das ist schnell gesagt, aber es geht immer schlechter und ich weiß nicht mehr, was machen. Das beste wäre, nichts zu thun; aber wie sie davon überzeugen? Und wenn er stirbt? — Sie würden sagen, ich habe ihn sterben lassen! Was die anderen sagen würden, wäre mir ja schließlich nicht wichtig, aber ich will mir selbst nichts vorzuwerfen haben. — Und jetzt bin ich ganz rathlos! — Wenn ich seine Kinder so um ihn stehen sehe, besonders dies blonde, rosige Bübchen, welches mich immer mit solch großen Augen anguckt, als ob es mehr verstünde als die größeren, dann zerreißt es mir das Herz, ich wünschte, nie

Aber nein, das kann ich nicht von ihnen glauben, sie kennen mich genug, um zu wissen, dass ich mich um meine Besuche bitten lasse. Und dann, sagen sie mir nicht jedesmal: „Doctor, kommen Sie bald wieder, aus Barmherzigkeit!"

14. Tag.

„Ich athme etwas freier! Ich habe nichts geschrieben in diesen Tagen; wie sollt' ich auch schreiben, denken, da ich nicht einmal weinen konnte? Ich wusste nicht mehr, in welcher Welt ich war! Träumte ich? War's schreckliche Wirklichkeit? Dort sah ich meinen theueren Ludwig liegen, erschöpft, schwer athmend, wortlos, mit starren, verglasten Augen; er, der mich so sehr liebt, antwortete mir nicht, sah mich nicht! Mein Gott! Ich will nicht mehr daran denken, ich will dies alles für einen schweren Traum halten. O, diesen Morgen, als der Arzt mir sagte: ‚Es geht besser, morgen können wir sagen, dass er außer Gefahr ist,‘ welche Freude, welches Entzücken! Wenn es angegangen wäre, hätte ich ihn am liebsten umarmt und geküsst, den guten Doctor! Welch ein Mann! Werde ich wohl Dankbarkeit genug in meinem Herzen haben, um ihm die Worte zu vergelten, die er mir heute morgens gesagt hat? Ich muss sie wiederholen: ‚Es geht schon besser, morgen können wir sagen, dass er außer Gefahr ist.‘ Dies ‚morgen‘ ist wie heute. Glückliche Frau, die diesen Mann, so reich an Gemüth, Geist und Herz, ihr eigen nennt.“

Arzt geworden zu sein: ich bin so zweifelsüchtig an allen meinen Handlungen geworden, dass ich es kaum mehr wage, ihm ein Glas Wasser zu verordnen. Und die Leute denken, wir seien indifferent, ohne Mitgefühl!“

14. Tag.

„Endlich! Heute frage ich mich schon mehr als einmal selbst: Was ist's denn, das mich so glücklich stimmt? — Es ist, weil ich ihn heute morgens ein wenig besser gefunden habe; das Fieber ist schon etwas gesunken, und dies ist ein gutes Zeichen. Noch will ich nichts sprechen, aber ich fühle es, dass er gerettet ist. Von nun an mache ich ihm nur zwei Besuche täglich, sagen sie, was sie wollen, es sind nicht mehr nöthig“

16. Tag.

„Seit zwei Tagen fühle ich mich wie neugeboren. Seit heute morgen ist auch die Furcht vor einem Rückfall verschwunden, die mein Gemüth noch immer umfangen hielt, das machen die Worte des Doctors. Er ist so sicher in allem, was er sagt, dass ich an seine Worte glaube wie an das Evangelium."

16. Tag.

„Es geht immer besser! Als ich ihn diesen Morgen plötzlich fieberfrei fand, hätte ich beinahe vor Freude geweint und am liebsten ihn und seine Kinder alle umarmt! Es wäre nicht nöthig, dass ich heute noch einmal hingehe, aber ich werde doch gehen. Vor allem will ich nach dem Fieber sehen, und dann ist er mir auch lieb wie ein Bruder, wie ein Jugendfreund."

20. Tag.

„Wie sorglich unser Doctor immer ist! Zu mir selbst gesagt, glaube ich zwar, dass er auch ohne ihn geheilt wäre, denn am Schluss der Rechnung, seien wir aufrichtig, was hat er ihm denn gegeben? Bouillon, Milch, ein wenig Chinin, das ist alles! Aber jedenfalls ist der Beistand eines Arztes ein großer Trost, und es ermuthigt außerordentlich, wenn man sagen hört: ‚Es ist alles zu hoffen, es geht etwas besser, er ist außer Gefahr.' O, jenen Tag, da er mir die gute Nachricht mittheilte, kann ich nicht vergessen und werde ihn nie vergessen."

20. Tag.

„Gestern habe ich ihn nicht gesehen, er hat sich auch beklagt, aber ich habe keinen Grund mehr, alle Tage zu gehen, und ich will nicht dafür angesehen werden, dass ich komme, um meine Rechnung zu vergrößern."

23. Tag.

„Wie bin ich zufrieden, und welche Genugthuung für mich, ihn geheilt zu sehen! Er verdient es auch, besonders jenes lieben Kindes wegen, und dann auch um seiner selbst. Er ist ein so guter Mann. Wie leid thut es mir, ihn früher nicht näher gekannt zu haben, wir wären gute Freunde geworden."

25. Tag.

„Der Doctor ist auch heute gekommen, ein Luxusbesuch. Ich möchte es niemandem sagen, um nicht für verleumderisch gehalten zu werden, aber in Wahrheit glaube ich, dass er wenig zu thun hat und kommt, um ein halbes Stündchen zu verbringen. Eine halbe Stunde, um es recht zu sagen, und wenn ich ihn noch ermuthigte, würde ein halber Tag daraus.“

27. Tag.

„Welche Störung, auch heute! Ich will nicht boshaft sein, aber ich fange an, zu glauben, dass ihm das Ende der Krankheit Missvergnügen bereitet, und dass er sie für seine Rechnung noch ein wenig verlängern möchte. Es müsste denn sein, dass.... Ah, ich glaube doch nicht — obwohl — er sieht mich auf so sonderbare Weise an.... Genug davon, jedenfalls täuscht er sich gewaltig, wenn er vielleicht denkt, dass ihm die letzten auch noch für Krankenbesuche gerechnet werden. Um fünf Lire jedesmal gienge ich auch herum, um zu schwatzen.“

28. Tag.

„Heute habe ich ihm den letzten Besuch gemacht, den Abschiedsbesuch! Es thut mir leid, keinen Grund mehr zu haben, ihn zu sehen, ich glaube auch ihm, doch heute schien er mir merklich kälter. Und seine Frau? Vorher kam sie mir entgegen, und wenn ich gieng, begleitete sie mich bis an die Treppe, schüttelte mir voll Freundlichkeit und Wärme die Hand und zeigte sich voll Dankbarkeit. Ich verstehe; jetzt ist die Gefahr vorüber, und der trübe Eindruck verwischt sich, aber ich weiß wirklich nicht, warum sie mich heute so verwundert ansah, mit einem Gesicht, wie man es einem armen Verwandten macht, der kommt, wenn man sich zu Tisch setzen will.“

---

8. Capitel.

Künstler und Literaten.

Doctor Cusco. — Arzt und Philolog. — Richet als Physiolog und Romancier. — Effecte der Sonne. — Die Gedichte Lahors. — Charcot als Musiker. — Die komischen Operetten eines Frauenarztes. — Ein großer Arzt ohne Diplom. — Littré. — Feuchtersleben. — Mantegazza. — Mosso. — Lombroso. — Lessona.

Das höchste Lob, welches der Biograph Doctor Cuscos glaubte ihm spenden zu können, ist, dass derselbe nicht nur ein berühmter Chirurg, sondern auch ein ausgezeichneter Künstler war, „eine unendliche seltene Thatsache" — fügt er bei — „bei den Ärzten, deren Wohnungen in der Regel nur höchst mittelmäßige Gemälde und fabriksmäßig hergestellte Bronzen aufzuweisen haben."

Wenn diese Äußerung Bianchons schon für Paris zutreffend ist, was soll man dann von Italien sagen! In unserem schönen Land, der Geburtsstätte der Künste, dem Vaterland Redis, Rajbertis und Mantegazzas, stehen die Ärzte im allgemeinen, was Pflege der Kunst und Literatur betrifft, hinter jedem anderen Beruf zurück.

Die Gründe dieser Thatsache sind zum Theil in der Umgebung, in welcher der größte Theil der Ärzte geboren und aufgewachsen ist und in welcher sie nach dem Verlassen der Universität noch leben, zum Theil in der Unduldsamkeit der öffentlichen Meinung zu suchen. Man verlangt, dass jener, der die Kranken behandeln will, nur Arzt sei und nichts weiter als Arzt. Es ist ein sonderbares Verlangen, dessen Herkunft und Gründe aufgesucht zu werden verdienten und das man mit verschiedenen Abstufungen fast überall

auftreten sieht, am schärfsten ausgeprägt ist es natürlich da, wo die durchschnittliche locale Bildung am niedrigsten steht.

Von einem ausgezeichneten Landarzt sagte mir ein reicher Grundbesitzer des Ortes: „Der Doctor M. . . . ist sehr tüchtig, aber es ist eine Sünde, dass er so viele Zeit mit nutzlosen Beschäftigungen verliert.“ — „Zum Beispiel?“ fragte ich. — „Was weiß ich, er liest immer Bücher, die, wie man sagt, nichts mit Medicin zu thun haben.“

Und das war leider wahr! Als ich ihn eines Tages besuchte, fand ich auf seinem Tisch „Darwin“, „Spencer“ und „Madame Chrisanthéme“ von Loti.

Nur in geistig besonders hochstehenden Orten erlaubt man dem Arzt, auch noch etwas anderes zu sein als „Medicinmann“, und auch diese Erlaubnis ist erst neueren Datums.

„Ich“, sagte stolz ein großer Chirurg — Richet — „habe nie in meinem Leben einen Roman gelesen und nie andere Bücher geschrieben als chirurgische. Wer ihm damals gesagt hätte, dass sein Sohn, C. Richet, der berühmte Physiologe in unserer Zeit, medicinische Bücher und auch — Romane schreiben würde!

Timotheus Holmes sagte in einer Rede den jungen Ärzten: „Ein Mann, der nichts anderes ist, als nur Arzt, wird sich nie besonders in seiner Kunst auszeichnen,“ und er selbst zeigte es durch die That, denn er war nicht nur ein hervorragender Arzt, sondern auch ein bedeutender Gräcist und Schriftsteller.

Aber das Verlangen der öffentlichen Meinung über die Ausschließung der Ärzte von allem, was nicht unmittelbar mit ihrem Beruf zusammenhängt, ist so stark, dass viele Ärzte ohne den geringsten Widerstand derselben Folge leisten, andere fügen sich mit Widerstreben, aus Furcht, ihre Clienten zu verlieren, wieder andere wählen den Mittelweg und verbergen mit Sorgfalt alles, was nichts mit Krankenhaus und Anatomie zu thun hat, und nur die wenigen, welche den Muth haben, einer herrschenden Ansicht stolz entgegenzutreten, oder jene, die nichts mehr zu fürchten haben, da sie schon so hoch und fest in der öffentlichen Achtung stehen,

werfen jede Maske ab und suchen es nicht zu verbergen, wenn sie Talent und Neigung für Kunst oder Literatur haben.

Sogar in England, wo die Pflege der Kunst und Literatur so ausgedehnt ist, herrscht dieses Vorurtheil. „Wir kennen einen Arzt," — schreibt der »Medical Record« — „welcher nur wenige Bücher seiner großen Bibliothek in den seinen Clienten zugänglichen Räumen sehen läſst, weil dieselben sonst sagen würden, er studiere zuviel in den Büchern und sei nicht praktisch genug."

Man sieht hieraus, daſs den Priestern Äskulaps nicht nur das Lesen profaner Bücher verboten ist, sondern, daſs man ihnen nicht einmal gestattet, die heiligen Bücher zuviel zu studieren.

Mit dem Schreiben steht es natürlich noch viel schlimmer. Mehr als einer unter meinen Collegen kann zwar der Versuchung nicht widerstehen, einige Seiten über etwas Unwissenschaftliches zu schreiben, wagt es aber nicht, dieselben mit seinem Namen zu zeichnen. Ich habe einen Freund, der sich wohl selbst nicht mehr darauf besinnen könnte, wie viele Pseudonyme er in seinem Leben angewendet hat, um die Zeitungen mit wissenschaftlichen Intermezzos und künstlerischen Bemerkungen zu beschenken.

Gar nicht zu sprechen ist dann von den anderen Beschäftigungen. In den ersten Jahren meiner Praxis verbarg ich die Aquarelle und Skizzen, die ich in müßigen Stunden anfertigte, sorgfältig vor den indiscreten Blicken meiner ersten Clienten. In Zukunft fehlte es mir natürlich an Zeit für solche Dinge, aber selbst wenn ich sie gehabt hätte, würde ich doch immer meine Geräthschaften verborgen haben, wie der Falschmünzer seine Formen. Und ich muſs selbst sagen, daſs in diesem Fall der Tyrann Publicum ein Recht gehabt hätte, zu mäkeln, weil Malen und Modellieren unter allen Beschäftigungen sich am wenigsten für einen Arzt eignen. Nicht wegen des Widerspruches zwischen diesen beiden Künsten, der schönen und der häſslichen, sondern, weil die Malerei, schon aus technischen Gründen, zuviel Zeit beansprucht, zu viele Stunden ununterbrochenen Schaffens.

Meine Hausgenossen lachten herzlich, als ich mich einmal eigensinnig darauf steifte, die Sonneneffecte auf den Gewächsen der Terrasse, die sich vor meinem Studierzimmer ausdehnte, mit meinem Pinsel festzuhalten. Um mich selbst vor allzu gründlichen Sonneneffecten zu bewahren, ließ ich also die Marquise ein wenig herab, postierte meine Staffelei, brachte die Farben auf die Palette, und war eben im Begriffe, die ersten Pinselstriche zu machen, als ... ich zwei Finger vor der Leinwand mit dem Pinsel in der Luft hielt.

Ein Läuten und die Magd kam, mir zu sagen, dass ein Herr mich zu sprechen wünsche.

Ich lasse also alles liegen, werfe rasch die Blouse ab und trete in mein Sprechzimmer.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, fand ich, dass die Sonneneffecte mir Farben und Pinsel getrocknet hatten.

Nun hieß es, von neuem beginnen.

Nach einer Viertelstunde neue Unterbrechung.

Diesmal gebrauchte ich die Vorsicht, die Farben auf der Palette durch einige Tropfen Öl zu schützen.

Die waren denn auch, als ich zurückkam, noch ganz hübsch frisch, dafür bestrahlte die Sonne jetzt so ausgiebig meine Leinwand, dass die Farben auf derselben, die ich eben in ihren Grenzen verschmelzen wollte, so trocken waren, wie ein altes Pergamentblatt. Adieu Verschmelzung!

Inzwischen hatte sich auch Licht und Schatten in einer Weise auf den Blumen und Schlingpflanzen vertheilt, dass ich nicht mehr arbeiten konnte und alles auf den nächsten Morgen verschob.

Der nächste Morgen brachte zwar keine Störungen, aber ... Regen!

Heute war es dieser, morgen ein anderer Grund, unendlich viel Störungen, Hindernisse und Zeitverlust, die mich am Malen hinderten und mich endlich dahin brachten, für immer der von mir sehr geliebten Kunst zu entsagen.

Weniger in Widerspruch mit anderen Beschäftigungen stellt sich die Musik, die denn auch unter den Ärzten viele und tüchtige

Anhänger hat; aber vor allem ist es doch die Literatur, welche sich am besten mit den medicinischen Studien verträgt und die wenigsten Hindernisse in ihrer praktischen Ausübung bietet. Besonders jene kleine Literatur, als: Skizzen, Memoiren, kritische Bemerkungen u. s. w., läſst sich leicht entwerfen, während man z. B. einen Clienten erwartet, auf der Reise, in den vielen kleinen Zeitabschnitten, die das Berufsleben übrig läſst; das Zufeilen und die Vollendung solcher Arbeiten geschieht dann in den langen Winterabenden oder auf dem Lande.

Die stärksten Arbeiter, die gröſsten Geister, liefern vielleicht ja auch groſse, kraftvolle Werke, aber in den meisten Fällen sind diese doch nur Früchte der Arbeit solcher Ärzte, die wie Mosso, Mantegazza, Lessona nicht die Opfer der täglichen, kleinlichen, erschöpfenden und ermüdenden Praxis sind.

Jedenfalls sind jene Fälle etwas Auſsergewöhnliches, daſs ein Arzt, wie Novelli mit, wie man mir sagte, sehr ausgedehnter Praxis, Zeit findet, einen dreibändigen, historischen Roman — „die Colonna und Caetani" zusammenzustellen.

Zahllos sind diejenigen, die sich der medicinischen Literatur zuwenden und darunter sind viele, welche in sehr guter Sprache ihre Gedanken, ihre Beobachtungen und was sie sonst für die Menschheit nützlich und wissenswert erachten, zum Ausdruck bringen. Meine Collegen, speciell die jüngeren darunter, publicieren fortgesetzt Bücher, Memoiren und Monographien, von welchen viele, was Sprache und Stil anbetrifft, manchem Schriftsteller von Beruf zum Vorbild dienen könnten.

Wenn ich eine Sammlung der besten literarischen Arbeiten zusammenzustellen hätte, würde ich unter den besten Modernen gewisse Seiten einiger Professoren der Pathologie und Chirurgie bringen, auf welchen Seiten sich wenige Adjectiva, aber genug Verba und Substantiva finden, um klar und deutlich das zu sagen, was gesagt werden soll.

Die Professoren der Medicin sind im allgemeinen unermüdliche Arbeiter und geben oft Proben einer außergewöhnlich vielseitigen Befähigung. Der Grund dessen liegt hauptsächlich in der Passion zu arbeiten und in der Nothwendigkeit, dies unter verschiedenen Formen zu thun, um nicht durch das Übermaß und die Einförmigkeit erdrückt zu werden und sich die Schaffenskraft und -Freude wenigstens auf möglichst lange Zeit zu erhalten; unglücklicherweise sind bei uns die Honorare der Professoren niedriger als die jeder anderen Universität der Welt und dies zwingt viele Docenten, ihre Thätigkeit in den verschiedensten Fächern zu entfalten und auch noch der Privatpraxis einen großen Theil ihrer Zeit zu widmen.

Man könnte eine Menge Namen von Professoren anführen, welche Congressen präsidieren, Vorlesungen in den Hospitälern und Reden in der Kammer halten, und vielen Consilien bei den Kranken beiwohnen; aber wenn wir die Grenze Italiens überschreiten, finden wir, dass die Ärzte in London, Paris, Berlin noch einen ausgedehnteren Arbeitskreis haben als bei uns und sehr oft ohne den gewaltigen Antrieb des »auri fames«.

Charcot war ein Genie in Medicin und ein passionierter Pfleger der Musik und Literatur; Cusco ein großer Chirurg, was ihn, wie schon gesagt, nicht hinderte, ein ausgezeichneter Componist zu sein und einige komische Opern in Scene gehen zu lassen; Cazalis ist unter dem Pseudonym Lahor als einer der besten französischen Poeten geachtet und bekannt, Richet schreibt physiologische Bücher und Romane; Virchow ist einer der Führer des deutschen Reichstages und hat das seltene Glück gehabt, sich von der Politik nicht so weit überwältigen zu lassen, dass er darüber die Wissenschaft vergaß. Denn die Politik ist eine gefährliche Sirene und wer nicht dem Beispiel der Gefährten Odysseus folgt, fällt ihr schließlich zur Beute. So ist es in Frankreich dem Physiologen Paul Bert, so dem Arzt Clemenceau, so dem Professor Bourneville ergangen und so wird es auch noch dem Doctor Cornil ergehen.

Hoffen wir, dass in unserem Vaterland dies traurige Schicksal, ich will nicht sagen Colajanni, welcher in der Politik ein nützliches Feld zur Ausübung seiner socialistischen Studien gefunden hat, aber doch den Professoren Celli, Murri und Albertoni erspart bleibe, an welchen die Wissenschaft sehr viel zu verlieren und die Politik nichts zu gewinnen hat. Von Bacelli wollen wir nicht sprechen, denn obwohl ihn die Sirene schon seit langem der Wissenschaft zu rauben und ganz in den gefährlichen Strudel der Politik zu stürzen drohte, ist es ihm, mit seinem Charakter eines antiken Römers, doch gelungen, tapferen Widerstand zu leisten.

In Bezug auf die ärztlichen Dichter oder dichtenden Ärzte steht Italien in erster Reihe, was vielleicht daher kommt, dass, wie Peisse schreibt, „in Italien die Verse nicht mehr Arbeit kosten als die Prosa und es keine Person, die lesen und schreiben kann, geben wird, die nicht wenigstens ein Sonett in ihrem Leben gemacht habe", aber man kann nicht sagen, dass unser Land auch in der allgemeinen, besonders der modernen, Literatur diesen Platz behält.

Hier hat unzweifelhaft Frankreich den Vorrang. Es hat allerdings keinen Redi, Meli, Fracastoro oder Aleardi unter seinen Dichtern aufzuzählen, aber es hat unseren wenigen, schwachen Prosaschriftstellern eine Menge der tüchtigsten Schriftsteller gegenüberzustellen. Cubanis, Aubert, Descuret und Littré sind auch dem nichtärztlichen Lesepublicum bekannte Namen und während ihre Bücher von Frankreich aus in die ganze Welt giengen, hatten wir vielleicht nicht ein Buch, das nur in Italien zu verbreiten gewesen wäre.

Dabei ist noch besonders zu bemerken, dass ich nur aus dem Gedächtnis Namen von solchen Autoren bezeichnete, die nie aufhörten Ärzte zu sein und doch Bücher für alle Welt schrieben und wie viele wären da noch zu nennen! Eugen Sue, der berühmte Romancier, Bernard, dessen physiologische Werke noch seine Jugenddramen verdunkelten, Joulin, welcher mit der gleichen Gewandtheit

die Feder des Journalisten, wie die Zange des Obstetrikers handhabt u. a. m.

Der bei uns, wegen seiner Übersetzung von Dantes „Inferno“ ins Altfranzösische, bekannteste Autor ist Littré. Er war nicht nur hervorragender Literat und Philosoph, sondern auch ein ausgezeichneter Arzt, aber — er war nicht als solcher promoviert. Gerade wie Pasteur, ein Reformator der modernen Medicin, der sich eines Tages vor der ganzen Akademie sagen lassen muſste, daſs er kein ärztliches Diplom habe. Und dies war wirklich so!

In Littrés Fall ist die Sache aber so originell, daſs er selbst es für nöthig hielt, sich zu rechtfertigen und in einer kurzen Autobiographie legte er die Gründe dafür klar.

Sein Vater starb, als er vor dem Examen stand und er sah sich in einer Lage, die es ihm unmöglich machte, die Taxen dafür zu bezahlen. Der Kliniker Rayer und der Buchhändler Hachette erboten sich, ihm die nöthigen Mittel zur Vollendung seiner Studien und zu seiner Niederlassung als Arzt in Paris vorzustrecken.

Littré lehnte dies Anerbieten ab, aus Furcht, die geliehene Summe nicht zurückgeben zu können, obgleich, wie er sagt, weder Rayer noch Hachette die Zurückgabe je verlangt hätten. Und während er sich nun seinen Unterhalt mit literarischen Arbeiten zu verdienen suchte, besuchte er immer noch die Kliniken, um sich weiterzubilden; außerdem hatte er schon während seiner Universitätszeit mit Hachette den Plan zu dem großen Dictionaire der französischen Sprache entworfen, dessen Vollendung der Buchhändler nicht mehr erlebte und an welcher auch Littré selbst, 71 Jahre alt, fast verzweifelte.

Während er dieses colossale Werk unternahm und zur Ausführung brachte, veröffentlichte er auch mehrere andere Dictionairs, darunter einen mustergiltigen für Medicin, und eine Unzahl von Artikeln über die Geschichte der Medicin, kritische Revuen, zehn Bände Philosophie und eine sehr eigenartige Übersetzung von Dantes „Inferno“ in die alte französische Sprache.

Einige zwanzig Jahre auf dem Lande lebend, übte er dort auch die Praxis als Arzt aus, doch hatten seine medicinischen Studien eigentlich weniger den Zweck, den Kranken zu helfen, als sich gründliche Kenntnisse über die Geschichte und die Literatur der Medicin zu erwerben. Seine ärztliche Kunst brachte ihm zwar keine Reichthümer, aber sie gewährte ihm doch so viel Befriedigung, dass er selbst sagt: „Ich möchte um alles nicht die Medicin in meiner allgemeinen Ausbildung vermissen. Moralisch und intellectuell ist sie eine gute Schule, eine harte, strenge, stärkende Schule." Und über die praktische Ausübung fügt er bei: „es besteht kein Verhältnis zwischen der Verantwortlichkeit des Arztes und seinem Könuen, die eine ist groß, das andere klein und gerade diese Beschränkung des letzteren ist die Ursache, dass, obwohl es so leicht ist, ein Stückchen davon zu verlieren, doch der Verlust des kleinsten Stückchens die größten Gewissensbisse verursachen kann."

Der Name Littrés ruft den Namen eines anderen Arztesphilosophen ins Gedächtnis, welcher, ohne solch colossales Werk, wie der Erste geschaffen, ohne auch dessen hohes Alter erreicht zu haben, ein Bändchen von wenigen Seiten hinterließ, das aber noch mehr als die Werke Littrés »aere perennius« sein wird.

Ich weiß nicht mehr genau, wann und wie ich es entdeckt habe, Feuchterslebens „Zur Diätetik der Seele". Gewiss ist nur, dass die Sache viele, viele Jahre zurückliegt. Ich las irgendwo ein Citat und da mir dieses ein gutes Buch zu versprechen schien, suchte ich mir dasselbe zu erwerben. Dies gelang nach einigen Schwierigkeiten, da verschiedene Buchhändler es auch nicht in ihren Katalogen fanden.

Als ich es dann endlich in den Händen hielt und einige Seiten gelesen hatte, schien es mir, als läge ein mit Diamanten gefüllter Schrein offen vor mir. Wie viele neue Ideen, wie viele andere Gedanken, die auch mir schon durch den Sinn gegangen waren, ohne festgehalten zu werden — hier fand ich, dass sie Form, Consistenz und Klarheit angenommen hatten.

Es war in jenen Jahren, in welchen die Seele die schwerste Krisis durchmacht, in welchen er noch nicht ganz entflohen ist, der süße Glaube, den man des Abends bei der Mutter knieend, betend in sich aufgenommen hat, und doch schon, wie Wetterleuchten, die Verneinung alles dessen erscheint.

Es ist nicht der Zweifel, der nach und nach eindringt und den Schmerz der Trennung nicht empfinden läßt, es ist der absolute Atheismus, welcher plötzlich und vollständig den Verstand gefangen nimmt, der nochmal für kurze Zeit verschwindet vor den letzten Lichtstrahlen des erlöschenden Glaubensflämmchens und der dann stärker wiederkehrt, um nach einigem Widerstreit seine Fahne auf die Mauern der eroberten Festung aufzupflanzen.

Erst später discutiert der Verstand dann über ihn, und versucht die Seele dies Joch der Verneinung der Religion abzuschütteln; aber sie findet, dass es noch intoleranter und absoluter ist als die Religion selbst.

Nun kommt die Periode des Zweifels, die zu einem duldsamen Rationalismus führt, zu einem Deismus, der an Indifferenz streift und manchmal noch in den Glauben der verlassenen Religion zurückfällt.

Ich war also in der ersten Periode, als ich meinen Schriftsteller entdeckte. Ich las ihn nicht, ich verschlang ihn und so enthusiasmiert war ich, dass ich nicht nur mit allen davon sprach, sondern auch noch einige Copien kaufte, sie meinen Freunden zu schenken.

Ich machte es, wie die englischen und waldenser Pietisten mit ihrer Bibel, die sie in der ganzen Welt ausstreuen.

Beifügen muss ich noch, dass, obwohl sich meine Ansichten in dieser Zeit nicht wenig verändert haben, mir dennoch nie die Vorliebe für dieses goldene Buch verloren gieng. Goldenes Buch muss ich sagen, denn es ist eines der wenigen unter meinen Büchern, dessen Ecken beschmiert und abgegriffen sind, das unterschiedliche Tintenflecke, kurz alle Zeichen eines ständigen, fleißigen Gebrauches aufweist.

Wenn Lessonas Behauptung, dass die Bücher Einfluss auf das Leben des Menschen haben können, wahr ist, dann hat dieses Buch sicher einen großen Einfluss auf mein Leben ausgeübt.

Und wie auf das meine, so kann es wohl auch Einfluss auf das Leben anderer üben und deshalb rufe ich mit der Wärme der festesten Überzeugung allen Hypochondern, Melancholikern, allen Irrenden und Furchtsamen des Geistes und Körpers zu: „Leset jeden Tag zwei Seiten aus Feuchterslebens Buch, macht es zu eurem Brevier und wenn ihr nicht heilt, ... dann ist eure Krankheit unheilbar, dann denkt an nichts mehr, dann lasset alles gehen, wie's gehen soll. Dann macht es wie der Indianer, wenn er auf dem Niagara sich gegen den Fall gezogen fühlt und merkt, dass er nicht mehr gegen den Strom ankämpfen kann; er legt sich auf den Boden seines Canoes, das Gesicht gegen den Himmel, nimmt Pfeil und Bogen fest zwischen die gekreuzten Arme, schließt die Augen und .... läſst geschehen, was geschehen soll!"

Feuchtersleben erreichte nicht mehr als 43 Jahre, wenig mehr als Leopardi, sein Körper war von den schwersten physischen Leiden, sein Gemüth von den schlimmsten, moralischen Qualen heimgesucht; reich und adelig geboren, lernte er die bitterste Armuth kennen, wurde dann, noch sehr jung, wegen seines außerordentlichen Genies Professor der Wiener Universität, Decan der Facultät, sehr gesuchter Arzt und endlich Minister des Unterrichts, um plötzlich, mit einem Schlag, dies alles wieder zu verlieren.

Sein hohes Amt hatte ihn gezwungen, seine Praxis aufzugeben, als er dann mit dem Ministerium stürzte, wollten die Professoren Wiens ihn, den Minister, welcher so kühne, ihnen unbequeme Reformen versucht hatte, nicht mehr unter sich haben, ja um ihren Werken die Krone aufzusetzen, unterzeichneten sie eine Petition, worin sie seine Enthebung als Professor forderten.

Der Autor der „Diätetik der Seele", ausgestoßen von den Collegen, die ihn einige Jahre früher als Decan gewählt hatten, von der Universität gejagt, die er als Minister auf eine Höhe zu heben versucht hatte, von welcher nur er selbst eine klare Vor-

stellung besaß, zog sich verbittert durch solche schwarze Undankbarkeit auf das Land zurück und suchte den Frieden im Familienleben und in der Betrachtung der Natur.

Er fand hier auch den Frieden der Seele, nicht jenen des Körpers, denn sein Leiden verschlimmerte sich immer mehr und schon nach einem Jahr beschloss er sein mühseliges, schmerzvolles, bewegtes Dasein, den Intimen, die sein Sterbebett umgaben, noch sagend: „Auf Wiedersehen, ich lasse euch, um nach einer reineren, besseren Welt zu gehen!"

Ein anderer in Italien wenig, desto mehr bei den Völkern englischer Zunge bekannter Schriftsteller ist Oliver Wendell Holmes, berühmter Arzt und Professor der Anatomie und der Physiologie an zwei Universitäten der Vereinigten Staaten.

Geboren zu Cambridge im Jahre 1809, starb er vor wenigen Jahren, nachdem er in seinem langen, thatenreichen Leben die Literatur Nordamerikas um zahlreiche, wertvolle Werke bereichert hatte.

Im Anfang Dilettant, publicierte er zwischen Abhandlungen über diese und jene medicinische Sache auch die ersten Bände seiner humoristischen Poesien, um endlich seinen Platz unter den berühmtesten Poeten und Romanciers seines Landes einzunehmen, dabei weder seine ärztliche Praxis, noch auch seine Professur aufgebend.

Wenn ich vorher sagte, daß wir nur wenige und schwache Prosaisten zu den Unseren zählen könnten, so hatte ich vor allem ein Buch im Sinne, das, als dessen Herausgabe angekündigt wurde, mit großer Begierde von Ärzten wie Literaten erwartet ward und dann allen eine schwere, vollkommene Enttäuschung brachte; ich meine die „Erinnerungen" von Mauricio Bufalini. Der Advocat Mariotti schrieb, vielleicht um dem Buch mehr Wert zu geben, in seinem Vorwort, dass der große Kliniker seine Memoiren mit 88 Jahren geschrieben, oder richtiger, dictiert habe. Aber dies alles verstand man auch ohne das Vorwort des Advocaten Mariotti sofort, wenn man nur eine halbe Seite las.

Ich hatte also keine Absicht von lebenden Autoren zu sprechen, wenn ich auch nicht sagen will, dass diese alle, um mit Stechetti zu sprechen, »forti, forti, forti« seien, muss man doch anerkennen, dass es unter ihnen welche gibt, welche in Italien eine neue Art der Literatur begründet haben, welche beigetragen haben, das Niveau der allgemeinen Bildung zu erhöhen, welche den höchsten Grad von Popularität genießen, den man in Italien nur wünschen kann, und welche endlich dieses neue Genre auf eine Höhe brachten, die bisher weder die Romane noch die Dramen erreicht haben. Ganz besonders ist es die Popularisation der Wissenschaft, die sich unsere modernen Schriftsteller angelegen sein lassen.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu discutieren, ob diese neue Art der Wissenschaft oder dem Volk oder vielleicht keinem von beiden Nutzen bringt, sicher ist es eine dem Autor nützliche Art und Weise, wenn — dieser Autor Paolo Mantegazza heißt.

Die literarische Fruchtbarkeit Mantegazzas ist ja allen bekannt. Es sind jetzt vielleicht, um wenig zu sagen, zwanzig Bände, welche der gelehrte Professor bis heute publiciert hat und wer weiß wie viele noch folgen! Das Vergnügen und der Schmerz, die Liebe und der Hass, Indien und Amerika, alle wurden von ihm studiert, durchgegangen, analysiert, mit immer gleicher Methode, seiner Methode.

Mantegazza hat als erster eine der größten Schwierigkeiten bekämpft, die sich vor Jahren denen entgegenstellten, welche über Wissenschaft schreiben wollten, für ein Publicum, das sich genau in drei Kategorien eintheilen lässt. Die erste derselben bildeten die berufsmäßigen und dilettantischen Literaten, die ohne wissenschaftliche Bildung waren. Auch heute weiß übrigens der größte Theil der Materialisten noch nicht, wozu die Nieren dienen und verwechselt die Nerven mit den Sehnen. Eine zweite Kategorie war jene der Männer der Wissenschaft, welche die höchste Verachtung hegten für jeden Versuch, die Wissenschaft zu popularisieren. Eine dritte bildete das übrige Publicum, das Volk, wie wir höflich sagen,

unter welchem jedoch keine Art von Bildung zu stark vertreten war oder ist, am wenigsten die Wissenschaft. Heute hat zwar eine gewisse Verschmelzung dieser drei Kategorien stattgefunden, aber wenn man gut sucht, findet man immer noch die charakteristischen Typen derselben.

Gleichzeitig für alle zu schreiben, sich lesen lassen von der ersten und sich verständlich machen der dritten Kategorie, ohne sich allzusehr dem Nasenrümpfen der zweiten auszusetzen, das war in der Hauptsache die Schwierigkeit, gegen welche Mantegazza zu kämpfen hatte und die er zum größten Theil besiegte. Seine Bücher, seine Vorträge, seine unzähligen Artikel in Zeitungen und Revuen, seine außerordentlich verbreiteten hygienischen Almanache bildeten das Instrument, durch welches er allen, ohne Pedanterie und Heuchelei die Stimme der Wissenschaft hören ließ.

Man weiß nicht, was man an Mantegazza mehr bewundern soll, die rastlose Thätigkeit oder die literarische Fruchtbarkeit; die Thätigkeit, die ihm erlaubt, die Welt von Thibet bis Lappland zu durchwandern, seine Pflichten als Professor und Senator zu erfüllen, außerdem noch Bäder zu leiten und ich weiß nicht, was noch anderes; oder die Fruchtbarkeit, mit welcher er die Wissenschaft um voluminöse Monographien bereichert und gleichzeitig Bücher über Bücher ins Publicum wirft.

Aber noch merkwürdiger als all dies ist die Form, der Stil, in welchem seine Bücher geschrieben sind. Wenn Buffon wirklich jenen Ausspruch gethan hat, den man ihm zuschreibt: „Der Stil ist der Mann“, dann wäre jetzt Gelegenheit, den großen Naturalisten zu citieren.

Die Metapher und Stilblüten Mantegazzas, seine Freiheit, seinen Flug und seine phantastischen Bilder, mit welchen er die einfachsten und gewöhnlichsten Dinge dieser Welt vergleicht, könnte sich niemand erlauben, der nicht seinen glänzenden Geist und sein ausgedehntes Wissen besitzt. Wem z. B. außer ihm, würde man gestatten, von einem unserer Dichter sprechend, dessen Äußeres auf folgende Weise zu beschreiben: »la faccia del Carducci, in

certi momenti, è un vero uragano in cui si sprigionano lampi dagli occhi e terremoti dai muscoli«!?*)

Ich glaube, wenn ich eines jener Bilder anwenden könnte, die er gebracht, würde ich sagen, der Stil Mantegazzas macht mir den Eindruck eines jungen Naturalisten auf Reisen in unerforschte Länder, welcher auf einem feurigen Pferde, welches ihn in schwindelerregendem Lauf, eingehüllt in eine glänzende Staubwolke, dahinträgt, dies plötzlich auf seinen vier Füßen stehen läſst, um einen Moment im Leben eines Insectes, das er im Staube glänzen sah, zu beobachten.

Und deshalb ist Mantegazza stets Mantegazza und kann keine Nachahmer haben. Wer versucht hat, dasselbe Genre auf die gleiche Weise zu bringen, ist absurd, barock oder lächerlich geworden, denn er hat von Mantegazza nichts anderes imitiert als die Fehler. Und die Fehler mangeln auch ihm nicht.

Die lebendige, blendende, irisierende Einbildungskraft des populären Doctors ist in seinen Büchern nichts anderes als ein farbiger Funke in einem Feste von Funken und Farben; wollte ein gewöhnlicher Schriftsteller dies in seine Bücher aufzunehmen suchen, er würde damit denselben Eindruck machen, wie eine Skizze von Dal Bono in dem Schaufenster eines anatomischen Cabinets. Und dies ist der Hauptgrund, weshalb Mantegazza unnachahmlich ist und keinen Imitator haben kann. Sein Stil, seine Übertragungen, seine hyperbolischen Bilder kommen spontan aus seiner Phantasie. Er schreibt, wie er handelt, wie er denkt, wie er spricht. Unermüdlicher Reisender, warmer Redner auf dem Katheder, ausgezeichnet, geistreich, schlagfertig in der Conversation, überträgt er diese Eigenschaften auch auf seine Bücher und erntet damit den Beifall, den man einem guten Redner immer zollt. Von Mantegazza als Causeur sprechen wir nicht; ich habe eine sehr gebildete, schöne Dame vor einigen Jahren, als Mantegazza die Bäder von Rimini dirigierte, sagen hören: „Wenn ich

*) Carduccis Gesicht ist in gewissen Momenten ein wahrer Orkan, während welchem Blitze aus den Augen sprühen und Erdbeben von den Muskeln.

nicht schon einen gewissen Grad von Anämie hätte, würde ich mir denselben verschaffen, um nach Rimini gehen zu können und dort die Bäder zu gebrauchen."

Ich weiß nicht gewiss, aber vielleicht versuchte sie später, sich etwas Rheumatismus zu verschaffen, um die Fanghi von Aqui zu benützen, als Mantegazza sein Sommerquartier dahin verlegt hatte.

Eine andere und eine der schönsten Erscheinungen in der zeitgenössischen Literatur ist jene Mossos.

Nachdem er die Physiologie durch Studien bereichert hatte, deren hohen Wert nur die Ärzte würdigen können, betrat er plötzlich, unerwartet das Feld der volksthümlichen Wissenschaft, mit zwei in kurzen Zwischenräumen erschienenen Bänden, „die Furcht" und „die Ermüdung".

Ich kann hier keine Recension dieser beiden Bücher geben, welche übrigens schon und zwar von Mantegazza für „die Furcht" und von Negri über „die Ermüdung" gegeben worden ist. Ich kann mich daher darauf beschränken, dass in diesem letzteren Band die eigentliche Physiologie mehr vertreten ist, aber der erste hat höheren Wert, wenn man nur den Zweck dieser Bücher ins Auge fasst.

Abgesehen von mehr oder weniger Reichthum und Originalität der Beobachtungen ist eine der größten Schwierigkeiten in diesen Fällen, sowohl der Wissenschaft als der Kunst ihr rechtes Theil zu geben, die erste mit der zweiten zu verschönern und die zweite nach Erfordernis der ersten zu beschränken.

Diese Schwierigkeit nun hat Mosso meisterhaft besiegt, wie keiner vor ihm es gekonnt hatte. Er lässt den großen, künstlerischen Mitteln, über welche er verfügt, nie frei die Zügel schießen; auch wenn es scheint, dass er sich einmal verliert unter den Linien und Farben einer lebendigen Beschreibung, auch wenn er die Erde im lyrischen Flug zu verlassen scheint, verliert er nie den Punkt des Abschiedes, sowie jenen, wo er wieder ankommen will, aus den Augen.

Er stellt seine Phantasie in den Dienst der Wissenschaft, aber nicht diese in den Dienst der Phantasie. Er erlaubt nie, dass die Farben die wissenschaftliche Zeichnung beherrschen, und geht nur soweit, als er die scharfen Umrisse modificieren will, aber auch hier trägt er nicht mehr auf, als nöthig ist, um ihnen Form, Effect und Leben zu geben.

Seine Worte sind die Lichtstrahlen, welche den Nebel durchdringen, der wissenschaftliche Phänomene umhüllt, aber sie haben nicht die Intensität der Mittagssonne, welche, statt die Objecte zu beleuchten, nur die Augen des Beobachters blendet.

Die gründliche Analyse der subjectiven Phänomene, der Reichthum der objectiven Beobachtungen, die künstlerische Form, in welcher viele Dinge gesagt sind, die sich leicht denken, aber schwer in irgend eine Sprache übersetzen lassen, all dies macht aus „Furcht" eines der besten Bücher dieses Genres, welche bis jetzt der Feder eines Physiologen und Philosophen entstammen, das Beste jedenfalls, welches je der Feder eines Italieners entfloss.

Einige Seiten sind so wunderschön, dass wenige unserer Naturalisten sich dergleichen rühmen können. Von dem Ausdruck des menschlichen Antlitzes sprechend, sagt er z. B.: „Einige charakteristische Feinheiten des Gesichtes verschwinden unter der Lupe, wie ein Diamant, den man im Schmelztiegel verbrennt. Der Ausdruck des Angesichtes ist unfühlbar, seine Schönheit ist mit einem so zarten, feinen Schleier verhüllt, dass man es nicht anfassen kann, ohne den Schleier zu zerreißen und den Zauber zu brechen."

„Ich kann daher nur mit Zagen das anatomische Messer zur Hand nehmen und nur zögernd hebe ich das Tuch vom Kopf einer Leiche, um die Haut zu zerschneiden und die Muskeln abzutrennen. Wenn ich dann die Muskeln des Gesichtes von den Schädelknochen abgelöst habe, bleibt in meinen Händen nichts als eine Fleischmaske. Oh, wie hässlich ist das Antlitz eines Menschen von innen gesehen! Man begreift es nicht mehr, man kann nicht glauben, dass diese Faserverschlingungen, dieses Muskelgewebe den

ausdrucksvollsten, schönsten Theil des Organismus vorstellt, dass dies das Gesicht sei, so edel vordem in seinen Umrissen, seinen Bewegungen, so unerschöpflich in den Ausdrücken, mit welchen es sein Wohlwollen, seine Liebe, seine Abneigung zu erkennen gibt. Es ist eine gründliche Enttäuschung und ein trauriges Schauspiel, zu vergleichen mit jenem, welches die Gerüste und Überreste eines brillanten Feuerwerks am Tage, oder die Fetzen und Lappen einer phantastischen, theatralischen Decoration nach dem Schauspiel, aus nächster Nähe gesehen, bieten. Man kann kaum glauben, dass es dieses faserige Fleisch sei, welches das charakteristische Bild, den Ausdruck unseres „Ich" gibt; dass auf diesem dünnen Muskelblatt jedem Menschen die Geschichte seines Lebens aufgedruckt sei, dass die zufällige Anordnung dieser Theile die mysteriöse Sympathie, die Gleichgiltigkeit und die Abneigung entstehen lässt; dass es das unerforschte Geheimnis dieser Organe sei, welches die Menschen einen zum andern zieht oder sie trennt wie die Atome, welche sich vereinigen, sich abstoßen oder unlöslich unter sich verbinden."

Wahrlich, man glaubt Hamlet mit dem Schädel Yoricks vor sich zu haben, wie er das alte Lachen auf dem entsetzlichen Gebiss des Spaßmachers sucht.

Ein anderer, in und außerhalb Italiens sehr bekannter Name, ein Name, dem man jeden Moment, aber meistens am unrechten Ort, in Zeitungen, gerichtlichen Chroniken und den Gerichtssälen begegnen kann, ist jener Lombrosos.

Aber dies ist eine eigenartige Popularität. Alle citieren ihn, aber wenige haben seine Bücher gelesen und noch geringer ist die Zahl jener, die sie auch verstanden haben. Man müsste viel Papier verschreiben, wollte man all das Falsche, das über Lombroso in Umlauf ist, oder all die Fehler, die man ihm andichtet, berichtigen. Das kommt daher, weil seine Werke nicht die eines Popularisators der Wissenschaft, sondern die eines Gelehrten und nichts weiter sind. Aber da seine Bücher von Dingen handeln, die man alle Tage vor Augen hat, haben alle, die Literaten, Jour-

nalisten und Dilettanten der Literatur, und das ist ja die Mehrzahl des Publicums, geglaubt, competent in dieser Materie zu sein, während die streng wissenschaftliche Methode und der Zweck des Autors doch eine ganz andere Vorbildung verlangen, als die oberflächliche, schlecht gelernte und schlecht verdaute Kenntnis der Doctrine über Erblichkeit und Darwinismus.

Zum Schlusse sei noch und mit wahrer Liebe, weil es sich um einen mir theuren Lehrer handelt, der Name eines Arztes und Naturalisten, eines besonders in Piemont sehr volksthümlichen Schriftstellers, Michele Lessona, genannt. Lieb seinen Schülern, wert allen den Ärzten, die aus der Universität Turin hervorgiengen, war Lessona ein Mann, welcher allen schon beim ersten Anblick die wärmste Sympathie einflößte, die noch zunahm, wenn man das Glück hatte, in eine gewisse Intimität mit ihm zu gelangen. Und wie er selbst, sind seine Schriften. Sein Stil verbindet Witz und Scharfsinn mit Herzensgüte und seine Bücher über Naturgeschichte, Reisen und Erziehung sind wahre Familienbücher; es genügt, unter diesen letzteren Werken auf „Wollen ist Können" zu verweisen, welches wie die Bändchen von Smiles eine ganz unerwartete und in Italien vielleicht unübertroffene Popularität erreichte.

Inhalt.





